Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Neunter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Hunderteinundſechszigſtes Kapitel.

Eine Badereiſe.

Eine Polizeibedeckung. — Volksäußerungen. — Vorgänge in Bamberg. — Ein Nürnberger Spanier.

Die vielen Aufregungen, denen ich in München ausgeſetzt war, verfehlten nicht, meinen Körper anzugreifen, und die Aerzte riethen mir in's Bad zu gehen. Ich ſelbſt ſehnte mich auch darnach, einige Zeit München verlaſſen zu können, denn ich wurde derart in Anſpruch genommen, daß mir kaum Ruhe zum Athemſchöpfen blieb. Ich wurde von Bittſtellern von früh bis ſpät heimgeſucht, man wandte ſich an mich mit den ſonderbarſten Dingen, man nahm meine Mitwirkung und Hülfe für alles Mögliche in Anſpruch, und ich ſah ein, daß im Volke in Bezug auf mich und meinen Einfluß auf die Regierung, die merkwürdigſten und abſurdigſten Anſichten verbreitet waren. Ich erkannte daran die fortdauernde Wirkſamkeit einer Partei, in deren Intereſſe es lag, dieſen Glauben bei dem Volke recht gefliſſentlich zu erhalten, nnd ſo alle Verantwortlichkeit aller möglichen Regierungsmaßregeln ganz allein mir in die Schuhe zu ſchieben. Ich machte zwar mehrmals öffentlich bekannt, daß man ſich mit Petitionen und ähnlichen

Anliegen nicht an mich wenden ſollte, da ich mit der Regierung in keinerlei Beziehung ſtände und mich um dieſelbe durchaus nicht kümmerte; aber das half mir Alles nicht, nach ſolchen Erklärungen wurde ich immer am meiſten mit Hülfs- und Beiſtandsgeſuchen behelligt. Ich that natürlich ſtets, was ich konnte, wo ich mit eigenen Mitteln ausreichen konnte, ſprang ich bereitwillig bei, und wo ich es den Umſtänden angemeſſen hielt, ſcheute ich mich auch nicht, für wirkliches Unglück und Elend den König in Anſpruch zu nehmen. Wie wenig Dank aber ich mir mit meiner Mildthätigkeit erworben, das ſollte ich einige Monate ſpäter erfahren.

Die Thätigkeit der Jeſuiten, die unausgeſetzt gegen mich intriguirten, ſollte ich ſchon früher kennen lernen. Auf meiner Badereiſe nach Brückenau gab mir der König eine kleine bewaffnete Escorte bei. Ich wollte zwar ohne ſolche reiſen, aber der König beſtand darauf, und ich mußte bald erkennen, wie gut ſeine Vorſicht war. Es war aber keineswegs ſo arg, wie ſich eine deutſche Zeitung *) damals vernehmen ließ:

„Wie man ſo eben vernimmt, iſt heute (am 20 Juni 1847) Sennora Lola Montez unter ſtarker Polizeibedeckung nach dem Bade Brückenau zu einem längeren Aufenthalt abgereiſt.“

Die ſtarke Polizeibedeckung ſaß in einem zweiten Wagen, welcher dem meinigen folgte. Meine Begleiter waren der Herr v. B..., ein Mann, welcher mir beſonders ſehr angenehm war, ſowohl durch ſeine Humanität, als ſeine Jovialität, und ein Offizier, der Herr v. T...n, welcher jedoch in Civil gekleidet war.

In dem anderen Wagen ſaß der Gensd'armerie-Obriſt,

*) Deutſche allgemeine Zeitung.

Herr B..., zwei Gensd'armen-Unteroffiziere, und noch ein ältlicher Herr, den ich nicht gut leiden konnte, und um den ich mich nicht kümmerte.

Das war also die ſtarke Polizeibedeckung. Damals waren mir dieſe Leute zu viel, ich glaubte ihrer gänzlich entbehren zu können, aber, wie geſagt, ich erkannte bald, daß ich wirklich eine ſtarke Polizeibedeckung hätte gebrauchen können. —

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß ich überall der Gegenſtand einer oft ſehr läſtigen Neugierde war, und daß mein Name das Volk elektriſirte.

Sehr oft hörte ich Aeußerungen, die mir einen beſſeren Begriff von der Stimmung des Volkes beibrachten, welche mir meine Begleiter als unangenehm bezeichneten.

„Das iſt ſie, welche uns von den Jeſuiten befreit hat."

„Wäre ſie nicht nach München gekommen, wir ſäßen noch im — — —", hörte ich einen derben Würzburger Bauern ſagen.

Indeß muß ich geſtehen, daß ich auch eine ſehr freche Aeußerung hörte; der Menſch wurde ſofort dafür gezüchtigt, und ich hatte nicht Luſt, ihn ſtraflos zu machen.

Wenn ihr Tölpel eine Dame beleidigen wollt, ſo fangt bei der Wahrheit an, das laß ich mir gefallen, gebt euch nicht zu Handlungen derjenigen her, welche hinter euch ſtehen und euch das in die Ohren raunen, was ihr ſagen ſollt und was ſie nicht auf ihre Kappe nehmen wollen.

Wenn man gegen ſolche Ungebührlichkeiten auftrat, wenn man ſich ſolche Betiſen nicht gefallen ließ, giebt das einen Grund ab, die Fama ſagen zu laſſen:

„Die berüchtigte Lola Montez hat jüngſt wieder in mehreren Städten Bayerns Skandal gehabt, indem ſie ſich auf das

Unverſchämteſte polizeilichen und anderen Vorſchriften, denen ſich jeder Andere fügen muß, thätlich widerſetzte."

Ich habe mich niemals geſetzlichen Vorſchriften entzogen, ich habe nur gegen brutale Ausführung der Geſetze mich, ſo gut ich konnte, vertheidigt.

Man kann von einer Fremden nicht verlangen, daß ſie die Ordnungsgeſetze der Länder, welche ſie beſucht, kennen ſoll. Darf ſie nicht fordern, daß man bei unwiſſentlicher Uebertretung derſelben mit Artigkeit daran erinnert werde, daß ſie Etwas thue oder zu thun im Begriff ſtehe, was verboten ſei?

Oder machen mir es die Herren vielleicht zum Vorwurf, daß ich zu oft bei brutalen Ausfällen gegen mich mein eigener Cavalier geweſen, ſtatt erſt einen männlichen Beſchützer herbeizurufen?

Es klingt wahrlich böslich, wenn man ſchreibt:

„In Würzburg ging ſie ſo weit, einem auf dem Poſten ſtehenden Soldaten, der nach ſeiner Ordre ihren Hund vom Eingang eines öffentlichen Gartens zurückwies, in's Geſicht zu ſchlagen."

Humane Leute, dieſe, welche ſo ſchreiben!

Humane Leute, die bei jedem Worte Freiheit, Gerechtigkeit, Edelmuth und Gott weiß, welche ſchöne Dinge ausſprechen und ſich in die Bruſt werfen und rufen:

Den Stein auf ſie! — Die Unmenſchliche! —

Sie hat ſich unterſtanden, dieſes Weib, einem Menſchen, und noch dazu einem Soldaten, der ein Gewehr unterm Arme und einen Degen an der Seite hat, alſo einem armen, völlig wehrloſen Menſchen in's Geſicht zu ſchlagen, weil dieſer Menſch einem Hund den Eingang in einen Garten verwehrte.

Pfui, einen Menſchen wegen eines Hundes ſchlagen.

Todeswürdiges Verbrechen!

Iſt es aber human mit einem Hunde umzugehen, wie mit einem Stein? Ich habe meinen Hund immer für ein lebendiges, empfindungsfähiges Weſen gehalten, und verlangte für ihn gewiſſe Rückſichten, nicht, weil er mein Hund war, ſondern weil er ein Hund war.

Weiter hieß es:

„Sie genießt völlige Strafloſigkeit, vielleicht könnte ſie einen Menſchen tödtlich verwunden, ohne dafür in ihrer Zügelloſigkeit beſchränkt zu werden. Das Erbärmlichſte bei dieſer Geſchichte iſt das Benehmen ſelbſt der liberalen Blätter, die, ſeit die Lola Montez die Gunſt eines Hochgeſtellten erlangte, für ihr Benehmen nichts als ein paar verblümte Tadelworte haben, und ſich abmühen, dieſe ſcandalöſen Vorfälle ſo ſehr als möglich zu verhüllen, während ſie, ſo zu ſagen, mit Keulen drein ſchlagen ſollten.“

Gewiſſenhafte Männer!

Die Lola könnte vielleicht einen Menſchen tödten! —

Es wundert mich, daß ſie nicht ſchrieben:

Dieſe Lola könnte vielleicht einen Menſchen freſſen.

Warum nicht?

Was kann man vielleicht nicht thun? Was kann vielleicht nicht geſchehen?

Vielleicht verſagt der liebe Gott allen Narren und Einfaltspinſeln die Auferſtehung, damit man wenigſtens, mag man nun in dem Himmel oder in der Hölle fortleben, von ihnen nicht geplagt wird.

Es iſt in der That ſehr Unrecht, daß die liberalen Zeitungen nicht mit Keulen drein geſchlagen haben.

Es iſt ein Verdienſt für jeden Mann, eine Dame mit Keulen zu ſchlagen.

Nun, warten Sie noch ein wenig.

Es wird bald ein Monat Februar kommen, welcher ein sehr trauriges Stück Welt-Drama sein wird. — — Dann können Sie mit Keulen drein schlagen.

Beruhigen Sie sich, — trösten Sie sich, — es wird bald das Jahr 1848 sein.

Bis dahin werden Sie also wohl der Sennora Lola Montez erlauben müssen, vielleicht todtzuschlagen, wen sie will, und kein Mensch wird ihr darum ein Haar krümmen.

Denn es giebt einen König, welcher sie schützen würde vor dem Henker.

Nein, man wird nicht bis 1848 warten, man wird schon 1847 mit Keulen drein schlagen.

Es war gewiß ein ergötzlicher Anblick für diese Keulenschläger, als in Bamberg, in der Residenz eines Erzbischofs, der Pöbel meinen Wagen umringte und mir seine Complimente machte, die etwas linkisch und roh ausfielen.

Sie waren gewiß schlecht einstudirt, diese armen Volksmenschen.

Sie warfen weder die Steine geschickt genug, daß sie mich treffen konnten, noch trafen mich ihre rohen Schimpfworte.

Es ist doch wahrlich sehr merkwürdig, daß man mir solchen Empfang in dem schönen Bamberg aufbewahrte; daß man mich in Würzburg, Nürnberg und allen anderen Städten zuvorkommend, aber in der bischöflichen Stadt so nachkommend behandelte.

Das nennt man mit Keulen drein schlagen, wenn man Gassenbuben aufhetzt, dem Wagen einer Dame nachzulaufen und unsittliche Dinge hinter sie her zu schreien.

Das ist ächt germanisch, ächt christlich, ächt sittlich, — ächt ultramontan.

Der Mann hatte das Rechte getroffen, welcher darüber schrieb:

Noch immer wollen sie, die Ultramontanen, nicht glauben, daß der Wechsel des politischen Systems durch ihre eigenen, maaßlosen Uebergriffe herbeigeführt worden sei, sondern durch den Einfluß einer Frau, deren Erscheinen in München mit den Februarereignissen zusammentraf. In dieser Meinung sucht man die niederen Klassen zu erhalten, und daher läßt sich der von großer Rohheit zeugende Empfang der Sennora Lola Montez in Bamberg erklären. Während diese auf ihrer Durchreise dieser Tage in Nürnberg blos ein Gegenstand der Neugierde war, wurde sie bei ihrer Ankunft in der erzbischöflichen Residenzstadt von einem Haufen, unter dem man selbst junge Menschen sah, die, freilich jetzt irre geleitet, einst Staatsstützen werden sollen, mit Geschrei und Schimpfwörtern der gemeinsten Art empfangen und bis zu dem vom Bahnhofe ziemlich weit entfernten Gasthof begleitet. Der Tumult nahm zu, als sie, gegen die anfängliche Bestimmung, da zu übernachten, nach kurzem Verweilen weiter reiste. Manche warfen sogar mit Steinen nach dem Wagen. Wodurch war nun diese Demonstration hervorgerufen worden? Daß diese nicht durch Zufall entstand, muß schon deshalb bezweifelt werden, weil der Einfluß der ultramontanen Partei dort leicht fruchtbaren Boden finden kann; denn Bigotterie und freiere Weltanschauung bieten sich nie die Hände.

Ueber meinen Aufenthalt in Nürnberg weiß die Fama andere Dinge zu berichten.

„Während ihres momentanen Aufenthalts in Nürnberg besah sich Lola Montez einen großen Theil der dortigen Merkwürdigkeiten. Mit einem Bürger Nürnbergs, der sehr gut

ſpaniſch ſpricht, gerieth ſie in ein tieferes Geſpräch und äußerte ſich hierbei, wie man erzählt, in folgender Art:

„„Warum haßt und ſchmäht mich dieſes Volk? Ich habe ihm nur Gutes gethan. Ich habe es von einem höchſt drückenden und verderblichen Pfaffenjoch befreit, und das keineswegs aus Eigennutz und zu meinem Vortheile; denn hätte ich es mit den Jeſuiten gehalten, ſo hätte ich große Summen von ihnen bezogen und ein weit ruhigeres Leben gehabt.““

Im weiteren Verlauf ihrer Rede nannte ſie ſich ſtolz darauf, zur Befreiung und Herſtellung innigſter Einigkeit in den höchſten Regionen das Ihrige beigetragen zu haben.

„„Was ich beſitze,““ fuhr ſie fort, „„theile ich euren Bedürftigen gerne reichlich mit. Was wollt Ihr mehr? Oder ſchämt ihr euch meiner Wohlthaten, weil ich ein Weib bin und ein freies Leben führe? Wie bornirt ſeid ihr dann? Das Weib iſt von Natur nicht ſchlechter, als der Mann, und nicht jeder Charakter kann ſich in enge Verhältniſſe fügen. Gott hat ſehr weislich auch ſolche Weſen, wie ich bin, geſchaffen. Eure Mädchen und Hausfrauen hätten nicht ein jeſuitiſches Miniſterium geſtürzt; auch eure Männer und Landtage mit ihrem langweiligen Zeuge haben es nicht gekonnt. Küßt mir die Hand und dankt Gott, daß ihr mich habt!““

Nicht wahr? So ſpricht die Lola Montez. Dieſe Unterhaltung iſt ohne Zweifel aus ihrem Charakter gegriffen. Ich muß ſie acceptiren, ſelbſt wenn ſie unwahr iſt. Ich habe in Nürnberg keinen Bürger getroffen, der Spaniſch ſpricht, ſondern ich fand lauter gute Deutſche, die, wenn ſie einmal Franzöſiſch ſprechen wollten, eine ſo fürchterlich ernſte und drängende Miene machten, daß ich glaubte, ſie hätten was zum Brechen eingenommen.

Aber die Stadt Nürnberg hat mir ſehr wohl gefallen, wie

überhaupt faſt alle bayeriſchen Städte mir ein ganz beſonderes Intereſſe eingeflößt haben, obwohl namentlich Nürnberg nicht mehr ein Schatten der ehemaligen freien Reichsſtadt mit ihrem großartigen Binnenhandel iſt. — Auf ihren Hans Sachs thun ſich die Nürnberger ſehr viel zu Gute, ich weiß nicht, ob alle bayeriſchen Städte ſich auf ihre „Hänſe" ſo viel einbilden.

Ich muß geſtehen, daß die Reiſe nach dem Bade, obwohl ich auch oft der Gegenſtand wohlthuender Aufmerkſamkeit war, mich dennoch mit einer Vorahnung deſſen erfüllte, was ſpäter in Wirklichkeit eintraf. Ich erkannte, wie regſam die geſtürzte Partei, die mich nun einmal zur Zielſcheibe ihres Haſſes gemacht hatte, war, wie ſie Alles daran ſetzte, die Mine zu graben und zur Exploſion zu bringen, durch welche ich, wenn auch nicht in die Luft, doch aus Bayern hinausgeſprengt werden ſollte. Ich verhehlte dem Könige, als ich nach München zurückkam, keineswegs die Eindrücke, welche die mir ſo feindliche Stimmung des Volkes auf mich gemacht hatte, und der König wurde durch meine Darſtellung ſehr düſter geſtimmt. Ich that Nichts, ſeinen Zorn zu erregen, ich vermied es, auf irgend eine Perſönlichkeit anzuſpielen, — aber der Zorn Sr. Majeſtät richtete ſich doch gegen gewiſſe Perſonen, und er verhehlte ihn nicht.

Lola, ſagte der König traurig, dieſe Menſchen ſtellen Ihnen nach, haſſen Sie, ich weiß es, aber ſie ſollen ſich nicht einbilden, daß ich Sie ihrem Haſſe bloßſtellen werde. So lange ich in Bayern ein Wort mitzuſprechen haben werde, ſo lange ſollen Ihnen dieſe Menſchen nicht beikommen.

Sire, verſetzte ich, ich bin auch nicht beſorgt; ich fürchte nichts, denn Sie ſind König, und ich trage das Bewußtſein in mir, den Schutz aller Redlichen in Bayern verdient zu haben.

Lola, ſagte der König in tiefer Bewegung und erfaßte

meine Hand, die Krone, die ein König trägt, — ja, ſie iſt viel werth, das Glück von Millionen hängt von dieſer Krone ab, und es iſt ſo göttlich, beglücken zu können, — — aber dieſe Krone, Lola, — dieſe königliche Krone gebe ich hin, wenn ich der Einzige von den Millionen meines Volkes ſein ſoll, der nicht ſagen kann: ich bin der Herr meiner ſelbſt.

Sire, entgegnete ich, von der Bewegung des Königs mit fortgeriſſen, — Sie ſind Herr in Ihrem Lande, Sie ſind der Vater Ihres Volkes; wenn aber dieſes Volk mich haßt, — dann will ich nicht zwiſchen Ihnen und Ihrem Volke ſein, laſſen Sie mich gehen, Sire, — laſſen Sie mich von Neuem meinem Schickſal folgen, das mich zur Raſtloſigkeit verdammt hat: laſſen Sie mich gehen, ehe ich gehen muß, denn, Sire, es iſt dieſes nicht ſo bitter, als unter dem Geheul der Sturmglocke und beim Donner der Kanonen flüchten. Sie kennen mich, Sire, — ich habe keine Furcht und werde nicht gehen, — ſelbſt dann nicht, wenn mir Dolche und Bayonnette drohen, ich würde nur gehen, wenn Sie es verlangten und Sie werden es verlangen, Sire, — darum entlaſſen Sie mich jetzt.

Sturmglocken und Kanonen, — ſagte der König, — Lola, träumen Sie?

Sire, ich träume nicht, aber wir Frauen haben oft — —

Furcht, Lola, Furcht! —

Nein, nein, Sire, — Muth! mehr Muth, als Kräfte, mehr Muth ſogar, als Ueberlegung; aber wir Frauen ſehen oft das kommen, was die Weiſeſten überraſcht.

Sie glauben alſo, Lola, daß die Februartage, daß der erſte März ſich wiederholen könnte? —

Sire, ich fürchte nichts, — ſo lange Sie Ihre Krone tragen.

Und dieſe Krone, Lola, — ſitzt ſie Ihnen nicht feſt genug?

Sire, Ihr gesalbtes Haupt wird sie tragen, so lange Sie wollen.

Sie haben Recht, Lola, sagte der König mit tiefem Ernst und nicht ohne Vorbedeutung, so lange ich sie will. — —

Und nach einigen Minuten tiefen Schweigens, welches ich nicht unterbrechen wollte, setzte er hinzu:

Und Sie bleiben in München, Sie bleiben bei mir, — so lange ich es will.

Und Lola, setzte ich lächelnd hinzu.

Der König gab mir einen leichten Schlag auf den Mund und verließ mich sehr aufgeregt, doch weniger erzürnt.

Hundertzweiundſechszigſtes Kapitel.

Die Diplomaten.

Worauf ſie bauen. — Die Kinder. — Die Schulden. — Die Knute.

Der König bot Alles auf, um mich für die vielen Anfeindungen, welche ich erleiden mußte, zu entſchädigen. Ich hatte einen ſchönen Palaſt und war wie eine Prinzeſſin ausgeſtattet. Mit der größten Liberalität ſorgte der König dafür, daß meine Chatoulle ſtets angefüllt war, und ich mache kein Hehl daraus, daß ich verſchwenderiſch lebte. Ich glaube, das Land hatte ſich deshalb nicht zu beklagen, denn ich verwendete einen großen Theil von dem, was mir durch Königliche Munifizenz zufloß, für die Armen und Leidenden dieſes Landes, und ich habe ſicherlich nicht ſo viel erhalten und begehrt, wie die ſtets gierigen Schmarotzer, welche um ſo unverſchämter werden, je mehr ſie erhalten, und welche den Thron umlagern, um ſchnell zur Hand zu ſein, wenn von ſeinen goldenen Sproſſen Etwas hernieder fällt. Ich erwähne dies, weil meine Feinde meine vermeintliche Verſchwendung als das wirkſamſte Mittel der Agitation gegen mich gebrauchten. Wahrlich eine Atlas-Robe und ein Silber-Service konnte ein Land wie Bayern nicht mit

Schulden belaſten. Thaten dieſe Leute nicht gerade ſo, als wenn ich am Marke des Landes ſaugte, hatte der König nicht ſo viel übrig, um eine Freundin zu unterhalten? Waren meine Launen ſo koſtſpielig, daß ſie den Ruin des Landes nach ſich ziehen mußten? — Erforderte ein kleiner Schoßhund, einige Bedienten und eine Equipage ſo viel Aufwand, daß die getreuen Stände ſagen durften: Dieſe Frau, Sire, iſt ein theures Kabinetſtück, um deſſen willen das Land an den Bettelſtab kommt? Hat ſie etwa darauf gedrungen, das Heer zu vermehren, um Bayonnette genug zu ihrem Schutze zu haben und gegen einen Aufruhr gerüſtet zu ſein? — Hat ſie etwa den König zu überreden geſucht, daß die Münchener Nationalgarde überflüſſig ſei, und die Mittel, welche ihre Unterhaltung erfordere, beſſer für ſie angewendet werden könnten?

Nichts von Allem.

Der König einer zweiten Macht in Europa, der König des dritten Thrones in Deutſchland war zu arm, um einer Freundin einen Palaſt zu unterhalten, um einer Dame die Bedürfniſſe ihres Standes oder ihrer Neigungen zu gewähren?

Und man klagte über Verſchwendung!

Bedauernswürdiger König, dem ſein Land ſo genaue Rechnung abverlangt, dem ſeine Unterthanen ſagen:

Du vergeudeſt unſere Steuern, denn du verſchenkſt Häuſer und giebſt Penſionen.

So zahlt keine Steuern und habt keine Könige — ich möchte ſehen, wie ihr dabei fahren werdet.

Schreibt doch denen, die euch regieren, vor, was ſie mit ihrem anſehnlichen Einkommen machen ſollen: — Alles hübſch in den Kaſten legen und für einige Schmarotzer bereit halten, die weder Frauen, noch Geliebten haben, ſondern nichts als Habſucht und Egoismus.

Fangt nur an zu knickern mit euren Herrſchern; ihr Völker, wenn der Glanz eurer Throne erbleicht, — dann ſeid ihr arm.

Wir haben kein Geld für Maitreſſen, ruft ihr.

Gut, — gebt es für Nachtmützen, Jeſuiten und Nationalgarden aus.

Das iſt Freiheit! —

Und macht Revolutionen.

Das iſt weiſe Erſparniß.

Da bildet ihr euch ein, ihr Deutſchen, daß ihr euren größten Dichter, Schiller, verſtanden habt. Giebt es einen Ladendiener bei euch, der ſeine Verſe nicht kennt?

Wenn die Könige bauen, haben die Kerner zu thun.

So dichtet er; und ihr betet es nach.

Und doch ſo grimmig zu den Fenſtern eines Palaſtes aufgeſchaut, den euer König erbaut?

Nun, ihr habt ihn wieder.

Macht ein Monument eurer Einfalt daraus.

Oder, wartet noch ein wenig — die Lola Montez wohnt noch darin, und hat ſie nicht verſprochen, euch hineinzuführen, um euch ein wenig hören zu laſſen, was ſie ſpricht, und was der König ſpricht, und was die Diplomaten ſprechen, welche ſich darin verſammeln, und was die guten Freunde, die großen Herren reden, welche die Lola Montez, die Gräfin v. Landsfeld, beſuchen?

Nun ſo lauſchet, das Monument bleibt euch.

Es beehrte mich da oft ein Diplomat, ein ſehr kluger Mann, er vertrat in München einen deutſchen Hof.

Wir ſprachen einſt von Frankreich, von Louis Philipp und der Möglichkeit einer Revolution.

Es mag in Frankreich hergehen, wie es wolle, und wenn alle Franzoſen Jacobiner und Ohnehoſen würden, ſagte er, in Deutſchland bleibt es ruhig.

Und worauf ſtützen Sie Ihre Hoffnung, mein Herr? fragte ich.

Auf unſere Kinder, ſagte er lachend.

Ich ſah ihn befremdet an.

Wir Deutſche, fügte er dann hinzu, ſind zu gute und zärtliche Familienväter, um uns den Kartätſchen auszuſetzen.

Nun verſtand ich ihn.

Ich fragte darauf einen engliſchen Diplomaten, ob er dieſelbe Meinung von ſeinem Lande hege.

Ganz gewiß, verſetzte er, — in England wird niemals eine Revolution ſein.

Und worauf ſtützen Sie Ihre Hoffnung, mein Herr Diplomat?

Auf unſere Schulden! verſetzte der Engländer.

In dieſem Augenblick trat ein öſterreichiſcher Diplomat, der Herr v. R..., zu uns herein, und ich richtete dieſelbe Frage an ihn.

In Oeſterreich eine Revolution? ſagte er, faſt entrüſtet über meine Frage, das gehört zu den Unmöglichkeiten, Frau Gräfin.

Nun, ſo ſagen Sie mir doch auch, worauf Sie dieſe Hoffnung ſtützen?

Worauf? auf unſeren Metternich!

Ach, das iſt ein alter Mann.

Wir haben aber noch mehrere Metternich's, verſetzte der Diplomat lächelnd.

Ein ruſſiſcher Diplomat, welcher ebenfalls bei mir anweſend war, hatte an unſerer Unterhaltung keinen Theil genommen, weil er mit dem Könige in einem, wie es ſchien, tiefen

Geſpräche begriffen war, als er aber ſpäter zu uns herantrat, theilte ich ihm unſere „revolutionäre" Unterhaltung mit und war begierig auf ſeine Antwort nach einer ähnlichen Frage, mit welcher ich ihn nicht verſchonte.

Ich will Ihnen das ſagen, gnädige Frau, verſetzte er, wir Ruſſen verlaſſen uns weder auf unſere Kinder, die ſich vielmehr auf uns verlaſſen müſſen, noch auf unſere Schulden, welche wir nicht haben, noch auf unſere Metternich's, welche Syſteme vertreten, die oft mit den Erfindern zu Grunde gehen, ſondern auf ein ganz anderes Ding.

Und das wäre?

Die Knute! — — —

Einige Monate ſpäter nach dieſer Unterhaltung war König Ludwig Philipp nicht mehr auf dem franzöſiſchen Thron und dennoch am Leben, die deutſchen Kinder machten ſelbſt Revolution, indem ſie, wie immer, ſich nach ihren Nachbaren, den Franzoſen, richteten, Metternich regierte nicht mehr Oeſterreich, und es war kein anderer Metternich da, — aber zuverläſſig blieben: — —

Die Schulden und die Knute.

Rußland und England hatten keine Revolution.

Und die Herren, welche die Revolutionen, und allerdings mit Recht, ſo ſehr fürchteten, warum fürchten ſie die Schulden? Warum beklagen ſie ſich, wenn der König eine Freundin hat, die dem Lande giebt, was ſie dem Lande nimmt? —

Die Geſchichte hat mich gerächt. — —

Hundertdreiundſechszigſtes Kapitel.

Griechenland.

Athen. — Der Tempel des Theſeus. — Quarantaine. — Das Lazareth. — König und Königin. — John Johnſon. — Konſtantinopel. — Rom. — Athen. — Konſtantinopels Zukunft.

Einige Tage ſpäter machte mir der König das Vergnügen, mir einen höheren bayriſchen Beamten vorzuſtellen, welcher im Auftrage ſeines Hofes, Egypten, die Türkei und Griechenland beſucht hatte. Ich war beſonders neugierig etwas von Griechenland und namentlich dem klaſſiſchen Athen, der Reſidenz des Sohnes Sr. Majeſtät zu erfahren, und der Beamte machte mir das Vergnügen, auf meinen Wunſch ſofort einzugehen.

„Am 7. Juli 1845", ſo erzählte er, „verließ der „Leonidas", eine herrliche Dampfſregatte von franzöſiſchem Bau, aber mit engliſcher Maſchine, den Hafen von Alexandrien. Auf dem Mittelländiſchen Meere findet man kein ſchöneres und ſchnelleres Schiff. Die Ueberfahrt von Alexandrien nach Syrien koſtete nur 180 Fr., 6 Fr. zahlten wir für die tägliche Beköſtigung. Es giebt keine Gewohnheit des eleganten, comfortablen Lebens, welche man auf dieſen Dampfſchiffen, welche die Franzöſiſchen Ingenieure auf die merkwürdigſte Weiſe vervollkomm-

net haben, entbehren müßte. Die Verbindung zwiſchen Malta, Alexandrien, Athen, Konſtantinopel, Smyrna und Marſeille iſt durch die Franzöſiſchen Packetboote ungemein erleichtert. Im Falle eines Krieges könnte Frankreich in kaum einem Tage eine Flotte vortrefflich ausgerüſteter und zum Dienſt geeigneter Dampfſchiffe zuſammenziehen. Die Ausrüſtung der Engliſchen geſtattet nicht dieſelben Vortheile, ſie ſind nur zum Transport der Briefe und Reiſenden geeignet und ungemein langſam.

Ein ſonniger Himmel, deſſen Gluth durch einen leiſen Windhauch gemildert wurde, lächelte auf das ruhige Meer hernieder. Am folgenden Tage, um ſechs Uhr Morgens, hatten wir zu unſerer Linken Amorgo und die kleine Inſel Anapi, vor uns lagen die Cykladen. Wir fuhren zwiſchen Paros und Naxos hindurch, und um zwei Uhr Morgens warfen wir im Hafen von Syra Anker. Wir konnten das Schiff nicht verlaſſen, bis wir die Quarantaine beſtanden hatten. Die Inſeln des Aegäiſchen Meeres, welche im Alterthume ſo ſehr berühmt waren, ſind jetzt unfruchtbar und nackt, aber dennoch nähren ſie auch heute eine fleißige, thätige und redliche Bevölkerung, deren Wohlſtand die Dampfſchiffahrt erhält. Naxos und Paros bringen etwas guten Wein hervor. Auf ſolche Weiſe aber iſt das berühmte Delos geſunken, daß ein hier zur Quarantaine ausgeſetzter Eſel nichts zu freſſen fand. Syra, deſſen tiefer, hufeiſenförmiger Hafen uns gegen die Nordweſtwinde keinen Schutz gewährte, war vor der griechiſchen Revolution ein Seeräuberneſt. Da die Packetboote, welche den öſtlichen Theil des Mittelländiſchen Meeres befahren, hier einlaufen, ſo hat ſich hier eine Stadt gebildet, welche an 18000 Einwohner zählt.

Konſtantinopel ſollte eigentlich zuerſt unſer Reiſeziel ſein, aber da die von Stambul kommenden Schiffe in den griechi-

ſchen Häfen einer ungemein ſtrengen Quarantaine unterworfen ſind, ſo beſchloſſen wir, um dieſe zu vermeiden, zuerſt Griechenland zu beſuchen. Wir machten alſo mit dem Leonidas die Fahrt nach Athen, wo wir aber das Schiff nicht verlaſſen durften und deßhalb wie in einem Gefängniß waren. Indeß war unſer Capitän ſo gefällig, uns zu erlauben, in der Schaluppe mehrere Streifpartieen um die Inſel zu machen. Man kann ſich nun keinen lebendigeren Anblick denken, als den kleinen Hafen, in welchem Engliſche, Ruſſiſche, Amerikaniſche und Türkiſche Flaggen wehten. Drei Oeſterreichiſche und drei Franzöſiſche Dampfſchiffe ragten mit ihren Schornſteinen aus dieſem Maſtenwalde empor. Wir fuhren um 10 Uhr Abends in Geſellſchaft des „Mahmudie" ab, oder beſſer, dieſer ſegelte eine halbe Stunde vor uns ab, um uns gleichſam zum Wettlaufe aufzufordern. Wir eilten ihm raſch nach, und unſere in Soho-Square verfertigten Maſchinen ſpritzten den klaſſiſchen Schaum des Meeres auf, welchem Aphrodite entſtiegen war. Ein ſolches Kirchthurmsrennen von den Cykladen nach dem Piräus hat wohl einiges Intereſſe, aber es iſt doch an und für ſich zu wenig poetiſch und ſteht in ſolchem Widerſpruche zu der ruhigen Schönheit des Himmels und zu den klaſſiſchen Erinnerungen, daß man ſich dadurch eher zu ſentimentalen Empfindungen, als zu Gefühlen der Bewunderung hingeriſſen fühlt. Ich wollte die erſten Strahlen der Sonne ſich am Vorgebirge Surium brechen ſehen, ſtand deshalb um 2 Uhr Morgens auf und ſah wirklich das verſchimmerte Bild des Tempels und Felſens. Um 4 Uhr begab ich mich wieder auf's Verdeck. Auf dem hellen Meeresſpiegel kreuzten ſich tauſend kleine Barken, rechts tauchten die erhabenen Umriſſe des Parthenon und der Akropolis auf, links Aegina mit ſeinem zerfallenen Tempel. Es war mir unmöglich, das Verdeck zu verlaſſen.

Ein ungemein belebtes Bild entfaltete ſich vor unſern Augen, aber die enttäuſchte Phantaſie minderte das Vergnügen des Anblicks. Anſtatt der Galeeren des Themiſtokles beleidigten moderne Schaluppen und Yachten den Blick des Reiſenden, und der ſchneidende Ton der Bootspfeife erinnerte an Portsmouth und Calais, die in Italieniſchem Styl erbauten Häuſer, die flachen Terraſſen, die abendländiſch ausſehenden Straßen, überhaupt die unverkennbare Nachahmung macht den Enthuſiasmus erkalten. Das ſchöne Engliſche Schiff „Aſia" lag vor Anker, die Mannſchaft ſang das „**Rule Brittannia!**", wir wurden davon bewegt, aber die klaſſiſchen Bilder, welche unſerer Phantaſie bis jetzt vorgeſchwebt, waren verſchwunden. Selbſt das Grab des Themiſtokles iſt profanirt, an einem Pfahle prangt mit rothen Buchſtaben der Name des Liqueurhändlers John Johnſon. Der Amerikaniſche Reiſende Stephens gerieth über dieſe Entweihung in ſolchen Zorn, daß er ſchnell ſeinen Platz verließ, um, wie er ſagte, das wüthendſte und verzweifelſte Mahl einzunehmen.

Die an unſerem Maſte wehende gelbe Flagge gab zu erkennen, daß wir die Quarantaine noch nicht beſtanden hatten. Man hielt uns daher überall in gemeſſener Entfernung, und wir mußten uns auf die bloße Beobachtung beſchränken. Ueber die modernen Gebäude ragte der Gipfel des Parthenon hinaus, und weiterhin der Hymettus und Pentelikon. Am Strande herrſchte eine außerordentliche Bewegung. Die Kaufleute theilten ſich an den Thüren der Kaffeehäuſer die Tagesneuigkeiten mit, die Schiffer luden ihre Waare aus, und die Schildwachen in weißen Weſten und blauen Röcken ſchritten auf und nieder. Die Schaluppen der Kriegsſchiffe, welche mit regelmäßigem Ruderſchlage die Wogen durchſchnitten, vervollſtändigten dieſes

durchaus moderne Bild und verwischten die letzte Erinnerung an das alte, klassische Griechenland vollständig.

So lange der „Leonidas" auf der Rhede lag, hielten wir uns am Bord desselben auf. Am 19ten ging er nach Syra ab, und wir mußten unseren liebenswürdigen Gastfreunden Lebewohl sagen. Nun mußten wir uns nach dem neuen Lazareth, welches die Regierung hinter dem Zollhause hatte erbauen lassen, übersiedeln. Diese Lage entzieht aber den unglücklichen Gefangenen jede Aussicht auf den Hafen. An Luxus war natürlich nicht zu denken. Die kahlen Mauern, die dürftig möblirten, fast leeren Zimmer, die scheibenlosen Fenster, die von sehr unangenehmen Gästen eingenommenen Betten machten diesen traurigen Aufenthalt noch unleidlicher. Und dafür mußten wir täglich 18 Schillinge bezahlen. Der Preis der Nahrungsmittel, welche uns ein Restaurateur lieferte, war eben so übertrieben. Als ein Mittel gegen die uns quälende Langeweile gab uns der Direktor des Lazareths Italienische Uebersetzungen der „Corinne" und des „dreißigjährigen Krieges" von Schiller.

Unsere Hauptzerstreuung aber bestand darin, daß wir unsere Romaische Philologie auf Kosten der Schildwache übten, die nicht wußte, was sie auf unsere unverständlichen Fragen antworten sollte. Endlich nach fünftägigem Harren wurde die Thüre unseres Kerkers geöffnet, und wir in Freiheit gesetzt. Jetzt erhielt Alles eine ganz andere Gestalt: unsere Wächter, welche uns mit ihren langen Stangen in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hatten, näherten sich uns nun vertraulich, der Direktor reichte uns die Hand und frühstückte mit uns, und die Schildwache sah uns mit einem zufriedenen Blicke nach, welcher auszusprechen schien: Glückliche Reise! Gott sei Dank, daß ich Euch los bin, nun hole Euch der Teufel!

Der erſte Gegenſtand, welcher nun unſere Aufmerkſamkeit erregte, war ein — Omnibus. Die Ankündigung beſagte: Der Omnibus geht vom Bazar im Piräus und von der Ecke der Hermes- und Aeolus-Straße ab. An beiden Orten macht er einen Halt von fünf Minuten, während des Haltens bläſt der Conducteur in die Trompete. Preis des Platzes: eine Drachme. Von dieſem Omnibus empört mietheten wir zwei Kaleſchen, welche eine wahre Parodie auf alle Wagen waren. Kaum hatten wir die Ruine der Mauer des Themiſtokles bewundert, als wir vor einer ächten Schenke, wo Branntwein und gewürzte und gepfefferte Liqueure, wie ſie die Griechen lieben, verkauft werden. Die Fruchtbarkeit der Ebenen um Athen ließ uns dieſe ſchmähliche Neuerung etwas vergeſſen, und wir zogen in die Stadt ein, ohne den Tempel des Theſeus, bei welchem der Weg vorbeiführte, in Augenſchein genommen zu haben.

Wir fanden die Gaſthöfe alle überfüllt, endlich fanden wir in albergo reali in Casali ein ſehr theures Unterkommen. Es iſt überhaupt für einen Fremden ſehr ſchwer, zumal, wenn er einen Bedienten bei ſich hat, in Athen für weniger als eine Guinee täglich zu leben. Und, welche grauſamen Nächte verlebt man in dieſem theuren Gaſthofe! Die einzigen Götter und Göttinnen, denen wir bei unſerer Ankunft opferten, waren die Fliegen und andere Inſekten, welche uns keinen Schlaf geſtatteten. Während wir mit dieſen furchtbaren Quälgeiſtern einen Kampf auf Tod und Leben führten, hörten wir im benachbarten Zimmer das Geräuſch umgeſtürzter Möbel und Iriſche Flüche, was auf ähnliche Leiden, wie die unſern, ſchlieſſen ließ. Endlich ward es Morgen. Ich hatte das Romaiſche ſtudirt, in der Hoffnung, mich den Neugriechen verſtändlich zu machen. Bald aber bemerkte ich zu meinem nicht geringen

Erſtaunen, daß ſie nicht gern ihre Mutterſprache mit Fremden ſprechen. Das Italieniſche iſt in der ganzen Levante verbreitet. Die meiſten Reiſenden, welche aus London oder Dublin kommen, haben die Meinung, daß das Engliſche die einzige anſtändige und in der ganzen Welt verbreitete Sprache iſt. Ihre Verwunderung iſt wirklich beluſtigend, wenn ſie laut reden, und der Commiſſionär oder der Aufwärter ſie nicht verſteht.

Es war endlich Zeit, Athens Ruinen zu beſichtigen. Unſer erſter Beſuch galt dem Theſeus-Tempel, welcher in eine dem heiligen Georg geweihte Kirche umgewandelt iſt, und in welcher noch eine Menge antiker Ueberreſte ſind. Es würde ein prächtiges Muſeum ſein, wenn die Gegenſtände, die es enthält, der Nation und der Zeit, an welche es erinnert, würdig wären. Die 34 Säulen von weißem Marmor, aus der Zeit des Miltiades, ſtehen noch aufrecht empor, obgleich die türkiſchen Bomben und Kugeln ſie vielfach beſchädigt haben. Dennoch werden ſie ſicherlich auch die neue Bedachung überdauern. Vom Theſeus-Tempel begaben wir uns nach der Akropolis, welche eine der fruchtbarſten Ebenen um 150 Fuß überragt. Den Zugang zu der Feſtung erſchweren die Trümmerhaufen, welche vor ihr liegen. Es iſt ſchwer, ohne dem Verdacht der Ueberſpannung ſich auszuſetzen, die Empfindungen zu ſchildern, welche dieſe verwahrten Reſte ſo vieler untergegangenen Herrlichkeiten erwecken. Ich überſchritt raſch die eingeſunkenen Stufen der Propyläen und ſtand nun inmitten umgeſtürzter Säulenſchäfte. Man muß es der Regierung zum Lobe nachſagen, daß ſie nichts unterläßt, was zur Wiederherſtellung dieſer Ruinen dienen kann. Der Tempel der Victoria wird wieder aufgerichtet. Unglücklicherweiſe iſt

das Burleske und Lächerliche hier mit den großartigsten Empfindungen und erhabensten Erinnerungen verbunden. Die Herren John und Thomas aus Dublin scheinen die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß den Mauern der Akropolis noch etwas fehle, wenn ihr glorreicher Name nicht an denselben prange. Mit dieser herrlichen Inschrift haben sie alle Denkmäler in Athen verziert.

Diese Abweichung führte uns wieder auf die Gegenwart zurück. Als wir den Ilissus gänzlich versiegt sahen und in der Kalirrhoe kaum so viel Wasser fanden, daß wir unsere Finger hineintauchen konnten, konnten wir wohl nicht anders, als unserem klassischen Enthusiasmus Schweigen zu gebieten. Die Schatten der alten Zeit umschwebten uns. Als wir das Thor des Hadrian, das choragische Denkmal, welches gewöhnlich die Laterne des Diogenes heißt, den Tempel der Winde besichtigten, stand, trotz der tiefen Bewunderung, welche uns diese Ruinen einflößten, zugleich die neue Welt, d. h. das Elend und die Unordnung vor uns. Es giebt keine andere Stadt, welche in dieser Beziehung Athen den Preis streitig machen könnte. Ganze Straßen sind zerfallen, und Trümmerhaufen umgeben die türkischen Moscheen, die griechischen Kirchen und die alten Bazars. Die Regierung besitzt leider nicht die nöthigen Mittel, um diesen Schutt aufzuräumen. Hier und da erblickt man ein neues weißes Haus, welches das Bild der Verwüstung nur um so greller hervortreten läßt. Einige, wenn auch keineswegs elegante, doch wenigstens bequeme Villen erheben sich in dem östlichen Viertel der Stadt. Dort bewohnten der König und die Königin ein kleines Haus, als der herrliche Palast, der nach Klenze's Zeichnung erbaut worden ist, noch nicht vollendet war.

Athen hat 20,000 Einwohner, aber ſie ſind eben ſo arm, wie die Stadt. Man kann Sonntags Abends über ſie Muſterung halten, denn die heutigen Athenienſer, welche eitel und neugierig ſind, verſäumen keine Gelegenheit, zu ſehen und geſehen zu werden. Ich unterließ nicht, mich nach der Mode-Promenade, welche an der Stelle der alten Akademie liegt, zu begeben. Hier ſah ich den König und die Königin, welchen vorgeſtellt zu werden ich bald darauf die Ehre hatte, vorbeireiten. Der König war in Griechiſchem Koſtüm, die Königin trug ein Amazonenkleid. Sie wird von allen Parteien geliebt und gilt für eben ſo gebildet, als wohlthätig. Ein allerliebſtes Mädchen, an welchem die Blicke der Vorübergehenden mit beſonderer Theilnahme hafteten, begleitete Ihre Majeſtäten. Es war die Tochter von Marcos Bozzaris.

Des Aufenthalts in der einſt ſo glorreichen, jetzt ſo geſunkenen Stadt überdrüſſig, beſuchten wir die Marmorbrüche des Pentelikon und durchwanderten in Begleitung zweier Bedienten, von denen einer Lord Byron gedient zu haben vorgab, den Iſthmus von Korinth. Unter den griechiſchen Bedienten giebt es nur wenige, die nicht Byron gedient haben wollen; es iſt für ſie ein Mittel, den Preis für ſich zu ſteigern. Soll ich von den Empfindungen ſprechen, welche die große Vergangenheit dieſes Landes in meiner Bruſt hervorrief? Ich beſchäftigte mich mit dem modernen Griechenland und nicht mit dem alten, und über den zwei oder drei verfallenen Häuſern, welche das heutige Korinto bilden, vergaß ich das ſchöne Korinth mit ſeinen goldenen und marmornen Paläſten."

So erzählte der intereſſante Mann, aber ich war weit entfernt, von dieſer Mittheilung befriedigt zu ſein; ich beſtürmte ihn mit ſo vielen Fragen, daß er mir am Ende ſagte:

Frau Gräfin, aus Ihren Fragen geht hervor, daß ſie vom alten Griechenland mehr wiſſen, als ich. — Sie haben das moderne Athen nicht geſehen und dennoch wiſſen Sie, wie ich höre, recht gut, wie es ausſieht. Ihre Phantaſie iſt in der That erſtaunenswerth.

Es iſt nicht die Phantaſie, verſetzte ich, welche mir das erzählt hat, ſondern Se. Majeſtät waren ſo gnädig, mir Vieles von dem Lande mitzutheilen, deſſen Thron ſein erhabener Sohn einnimmt, und zu deſſen Befreiung der König einſt mit ſo großer Begeiſterung mitgewirkt hat. O, wie ſehne ich mich darnach, dieſes Athen zu ſehen, von wo aus ganz Europa ſeine Bildung erhalten, die Stadt, welche faſt ſo viele große Männer, wie Bürger zeugte.

Frau Gräfin, ſagte mein Gaſt, iſt es nicht genug, dieſen Wunſch laut werden zu laſſen, um ſeiner Erfüllung gewiß zu ſein?

Nun, in dieſem Jahre nicht mehr, verſetzte ich, aber im nächſten Jahre hoffe ich ſowohl die Türkei, als Griechenland zu ſehen, es zieht mich mit tauſend Banden nach dieſen Ländern hin.

Ich glaube nicht, daß Sie aus beiden befriedigt zurückkehren werden, ſagte der Herr v. J. Diejenigen, welche Konſtantinopel und Athen etwa mit Rom vergleichen, irren ſich ſehr. Rom iſt trotz der chriſtlichen Bildung, welche die römiſche verdrängt, trotz der Barbarei, welche hier eine lange Zeit nach Verfall der mächtigen Weltſtadt gehauſt, doch immer die alte ewige Roma geblieben. Die Jahrhunderte haben nicht vermocht, hier den Stempel ehemaliger Größe und Herrlichkeit zu verwiſchen; das neue Rom ſteht neben und über dem alten, aber auf jedem Tritte guckt dieſes alte, klaſſiſche Rom, wenn

auch nur wie ein Rieſengeſpenſt, aus ſeinen Trümmern hervor, und es weht noch ein Geiſt in dieſem Rom, welcher Ehrfurcht gebietend die entweihende Hand von dieſen Trümmern des Alterthums zurückhält. Und endlich hat ſich die Größe der päpſtlichen Zeit mit der Größe des antiken Roms vermiſcht, eine erhabene Zeit reichte der andern die Hand, und ſie ſchützten ſich gegenſeitig. Trotz ſo unendlich vieler Widerſprüche beider Zeitalter fanden ſie doch eben ſo viele Anknüpfungspunkte, und durch dieſes Alles bleibt der Eindruck, welchen Rom auf den ſinnig Betrachtenden macht, ſtets von überwältigender Kraft. Anders aber verhält es ſich mit Athen: das Band der Vergangenheit mit der Gegenwart ſcheint hier völlig gelöſt, Athen intereſſirt faſt mehr durch das, was es jetzt nicht iſt, als durch das, was es einſt geweſen. Dieſe Behauptung mag paradox klingen, aber ſie iſt demungeachtet wahr.

Mit Konſtantinopel verhält es ſich zwar ein wenig anders, aber auch hier vergißt man ganz, daß man ſich in einer Reſidenz des ehemals römiſchen und griechiſchen Kaiſerthums befindet. Drei Jahrhunderte der türkiſchen Herrſchaft haben vollkommen ausgereicht, hier alle Spuren des klaſſiſchen Alterthums und des ſo bewegten Mittelalters faſt gänzlich zu verwiſchen. Man denkt hier nicht an Conſtantin, man denkt hier nicht an die vielen Concilien, welche von hier aus angeregt und hier abgehalten wurden, man denkt hier nicht an Juſtinian und ſeinen großen Beliſar, man denkt hier an Niemand anders, — als an den Propheten, an Mohamed, als hätte hier von Anbeginn der Welt nur der Koran geherrſcht, — und allenfalls noch an — Rußland.

An Rußland? fragte ich erſtaunt.

Ja gewiß, ich wenigſtens habe recht oft an dieſe Macht gedacht.

Ich verſtehe Sie nun, verſetzte ich, und Sie haben Recht. Ich bin der Meinung und habe es ſchon öfter ausgeſprochen, daß dieſe Türken ein Anachronismus in Europa ſind, und der Gedanke, welcher den phantaſtiſchen und doch ſo geiſtreichen Potemkin ſein ganzes Leben beſchäftigt, und mit welchem er ſeine Kaiſerin inficirt hat, iſt ein durchaus geſchichtlicher, d. h. nothwendiger, den auszuführen die Zeit oder die Geſchichte nicht ermangeln wird. Die Türken müſſen aus Europa — oder ſie müſſen Chriſten werden, d. h. chriſtliche Cultur annehmen. Und wenn kein anderer Staat den Muth hat, als ein erobernder aufzutreten, wenn ſich nicht etwa England und Frankreich verbinden, dieſen Staat im Intereſſe der Humanität für ſich in Beſitz zu nehmen, oder wenn es Oeſterreich nicht wagt: — wer wird ſonſt noch den Muth haben, als dieſes Rußland, deſſen Rieſenkraft ſich von Tage zu Tage ſteigert, welches ſtark ſein wird, wenn alle übrigen Staaten und die Nachbarſtaaten zumal abgeſchwächt ſein werden?

Als ich damals dieſe Worte ſprach, waren die Verhältniſſe noch um Vieles anders, als heute, einige wenige Jahre ſpäter.

Iſt aber nicht Rußland in dieſen wenigen Jahren ſeinem Ziele, welches es ſeit Katharina unverrückt im Auge behalten hat, um ein Jahrhundert näher gerückt?

Wie ſteht es heute mit Oeſterreich? Wie mit Frankreich?

Die Kraft zweier Hauptmächte, zwei der gewaltigſten Rivalen, iſt gebrochen.

Die dritte Großmacht, Preußen, iſt nicht angethan, Rußland in ſeinen politiſchen Beſtrebungen zu hindern.

Und was vermag England, wenn Rußland erſt ſeinen Fuß auf den Nacken von Stambul geſetzt?

Es bleibt ſich übrigens am Ende auch gleich, ob Rußland oder eine andere Macht.

Die Geſchichte wird, bis die Türkei aufgehört hat, in Europa zu ſein, nicht aufhören, ihr „ceternm censeo“ zu rufen.

Wird es vielleicht zehn Jahre ſpäter in Erfüllung gegangen ſein?

Zehn Jahre ſind wenig, aber reiſt die Geſchichte nicht wie die Menſchen auf Eiſenbahnen?

Hundertvierundſechszigſtes Kapitel.

1848. — Neujahr.

Höflinge und Wünſche.

Wenn ich mich daran erinnere, welche Gefühle mich am erſten Neujahrstage 1848 erregten, dann iſt mir zu Muthe, als träte ich aus einem hellerleuchteten, mit geputzten und fröhlichen Menſchen angefüllten Ballſaal heraus in ein Sargmagazin.

Welche Glückwünſche gebar mein eigenes Herz für mich, und mit welchen kam man mir entgegen?

Es war ein Glück, daß ich nicht Eitelkeit genug beſaß, mir aus einem Fächer einen Scepter zu ſchnitzeln.

Oder ein Diadem aus einem Strumpfbande.

Oder einen Thron aus einem Putztiſche.

Wollte man nicht die ganze Welt zu meinen Füßen legen?

Konnte ich nicht gebieten über die Iſar und den Miſſiſippi, über Rom, über Jeruſalem, über Alles, was ich wollte?

Dieſe feilen Höflinge, welche katzenbuckelnd vor mir ſtanden, und deren Augen leuchteten, wenn ich ein paar Worte an ſie richtete.

Ach, wären eure Redensarten nur nicht so fade, so absurd gewesen, ich hätte doch wenigstens einen Bogen damit füllen können, aber sie sind wahrlich weder Feder noch Dinte werth.

Und warum die Leser belästigen mit solchem Gewäsch? —

Hättet ihr insgesammt nur Ein vernünftiges Wort gesprochen, ich würde es als Curiosität hier niederschreiben, aber wozu soll ich eure Thorheit verewigen? —

Und ihr, ihr wundertet euch noch, als der Monat Februar und der März kam? —

O, ihr wißt euch zu helfen.

In dummen Dingen, oder in schlimmen Dingen seid ihr verteufelt klug.

Warum hat Sr. Majestät eine Tänzerin, ein so schlechtes, verrufenes, kokettes, freches, nichtswürdiges und Gott weiß, was noch für ein Weib zur bayerischen Gräfin gemacht?

Und dann soll die Welt nicht in Flammen gerathen!

Dann soll das Volk nicht aufstehen, und die Simsonsfäuste an die Säulen des Thrones legen!

Eine Tänzerin Gräfin, Königs-Freundin, Maitresse, und dennoch soll Ruhe und Ordnung im Lande herrschen, und die Majestät unangetastet bleiben! —

Adieu, Gräfin von Landsfeld! —

Adieu, Tänzerin! —

Packen Sie sich, — und es ist Alles wieder in Ordnung! —

Bis dahin werden wir uns wohlweislich verkriechen, — die Tänzerin mag für uns mit büßen.

Nun ihr seid Höflinge, — ihr müßt es besser als ich verstehen, wahrscheinlich gehört diese Handlungsweise — zu euerem Berufe.

Es ist nur gut, daß ich an jenem Neujahrstage 1848 recht herzlich über euch gelacht habe.

Ihr habt mich so wenig wie den König getäuscht.

Aber der Monarch meinte:

So lange Könige sein werden, werden sie von Schmarotzern umringt sein.

Je erhabener der Baum, je gemeiner die Schlingpflanze.

Ich bin überzeugt, ein Tagelöhner hat bessere, treuere, aufrichtigere Freunde, als ein König.

Und diese Leute sind so frech zu sagen:

Wir sind die Stütze des Thrones.

Ja, bis er wankt! —

Wäret ihr mehr Männer und weniger Höflinge, dann —

Doch wozu euch ein Wort in's Antlitz schleudern, das euch erbleichen machen würde? —

Ihr habt genug Angst, daß die Zeiten für immer hin sein möchten, wo es genügte, zu plaudern statt zu handeln; zu schmeicheln statt zu lieben; zu fordern statt zu helfen; sich zu opfern statt sich zu sonnen.

Wahrlich es sind große Verbrechen, die ich begangen habe, und die nothwendig eine Revolution provociren mußten.

Es ist nur Schade, daß ihr im Januar 1848 von dem Allem nichts wußtet und so unendlich viel Zartgefühl für mich an den Tag legtet.

Gott lohne es euch.

Aber dieser Tag, dieser erste Tag des Jahres 1848 wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Ach, wenn ich doch gleich Worte finden könnte für die erhabenen Empfindungen, mit welchen der König dieses neue Jahr seines Regentenlebens begrüßte.

Lola, ſagte er, ein neues Jahr — eine neue Schuld.

Sire, mit Ihren Schulden wird das Land zufrieden ſein.

Aber nicht der König.

Und warum nicht, Sire?

Lola, ein König kann niemals ein Hundertheil von dem Guten ſtiften, was er auszuführen ſich und ſeinem Volke angelobt.

Sire, ein König iſt kein Gott.

Nein, nicht einmal ein Gott, verſetzte der Monarch.

Nicht einmal, Sire? —

Glauben Sie denn, Lola, daß die Gottheit ſelbſt, wenn ſie auf Erden leben würde, inmitten des Getümmels der menſchlichen Leidenſchaften, inmitten der Anſprüche, Forderungen und Widerſprüche des irdiſchen Strebens, daß dann die Gottheit die erhabene Gerechtigkeit und Weisheit bleiben könnte, welche ſie jetzt iſt, das Weltall beherrſchend ohne Rückſicht und Rückblick, unbekümmert um das, was geſchieht und geſchehen könnte?

Sire, verſetzte ich, ein König bleibt überall ein König, und die Gottheit wird immer die Gottheit bleiben.

Wir gingen hierauf zu heiteren Geſprächen über und verbrachten einmal wieder eine recht glückliche, heitere Stunde.

Der König war ganz Dichter, ganz Schöngeiſt, alle Wolken der Regierungsſorgen waren von ſeinem Antlitze verſchwunden.

Mögt ihr abſurden Höflinge immerhin hinter dem Rücken des Königs ein krauſes Geſicht gemacht und die Jahre des Königs gegen die meinen abgezählt haben!

Ihr werdet euch erinnern, ihr beiden Herren von dreißig Jahren, welche ich einmal dabei überraſchte, als ihr euch ſagtet:

Er iſt ſchon ſechszig Jahre, und dieſe feurige Spanierin! —

Meine Herren, ſagte ich Euch, wie rechnen Sie! — Dieſe feurige Spanierin wird während ihres ganzen Lebens jugendliche Greiſe alten Jünglingen vorziehen.

Ja, — wie ſie ſich da in die Lippen biſſen! —

Es iſt euch ſchon Recht geſchehen; wollt ihr Gloſſen über eure Könige machen, ſo ſeht euch beſſer vor.

Proſit Neujahr, — ihr Hofſchranzen, ihr Heuchler, ihr Schmeichler, Proſit Neujahr 1852, hütet euch! —

Seht euch vor, daß ihr beſtehen bleibet.

Daß ihr euch nicht verkriechet vor dem rothen Geſpenſte!

Es iſt am Ende nichts, als ein — Weib.

Hundertfünfundſechszigſtes Kapitel.

Der Aufruhr.

Der Neid und die Jeſuiten. — Die Allemannia. — Graf Hirſchberg. Das Lola-Miniſterium. — Die Lolamontanen.

Ich eile nun mit ſchnellen Schritten der Unglückszeit zu, welche für ganz Europa eine Zeit der Trauer und des Elends war. Nicht lange mehr, und das Sturmgeheul des Aufruhrs durchzog Frankreich, Deutſchland und Italien, und in dem Lande, welches als das loyalſte der Welt gilt, in Deutſchland, wurde der Anfang gemacht.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich einen Feind in Bayern hatte, welchen die Menſchen, ſie mögen nun gut oder böſe ſein, ſtets haben und haben werden, die vom Glücke begünſtigt ſind, den Neid.

Der Neid und die Jeſuiten, das waren meine Feinde, welche unabläſſig beſchäftigt waren, mich von der Seite des Monarchen zu bannen.

Alles was in Bayern von oben herab geſchah, wurde von dieſen beiden Verbündeten verdammt, und wenn ſie es verdammt hatten, dann brachten ſie es auf meine Rechnung.

Wenn neue Minister ernannt wurden, dann hieß es, die alten seien durch mich gestürzt, und die neuen meine Freunde.

Dann war es ein Lola-Ministerium.

Die Minister, welche regierten, taugten niemals was, wenn sie aber beseitigt waren, dann hießen sie plötzlich brave Männer, und die neuen taugten wiederum nichts, bis auch diese wieder Nachfolger erhielten.

Das ist eine alte Geschichte.

Man ist mit den Ministern stets eben so wenig zufrieden, wie mit den Regenten. Die Vorfahren waren stets besser, und die Nachfolger werden stets besser sein, — und wer herrscht, ist so unglücklich, es den Leuten nie recht machen zu können.

Der König entließ seine Minister, weil sie ihm nicht mehr die gehörige Energie zu zeigen schienen, — und er ernannte Minister, von denen er mehr und Besseres hoffte, und unter diesen Ministern war zufällig einer meiner Freunde, welcher dem König ebenfalls zusagte, — und flugs war man dabei, die Stirne zu runzeln und die Achsel zu zucken, und allerlei empörende Gerüchte unter das Volk zu verbreiten.

Einige hochgestellte Studirende an der Universität waren so unglücklich, mir zu gefallen und mich öfters zu besuchen, und augenblicklich wurde die ganze Universität aufgehetzt, sich gegen diese Studirenden feindlich zu zeigen.

Der König war weit entfernt, diese kleinlichen Demonstrationen zu beachten, und ich lachte darüber, als aber die Sache ernstlich wurde, dachte der König daran, die studirende Jugend dem Ultramontanismus, dem Jesuitismus zu entziehen und die Universität zu verlegen oder wenigstens für einige Zeit zu schließen.

Das waren entsetzliche Verbrechen, welche das ganze Bürgerthum in Harnisch jagten.

Und ich war Urheberin dieſer Verbrechen gegen die Majeſtät des — Pöbels.

Ich will die Ereigniſſe, welche jetzt eintraten, nicht mit meiner Feder, ich will ſie mit der Feder feindlicher Journaliſten, feindlicher Autoren ſchildern.

Ich thue immer am Beſten daran, meine Gegner ſelbſt reden zu laſſen, ſie mit ihren eigenen Worten zu ſchlagen.

Was dieſe Leute an mir tadeln, — das gereicht mir zum Lobe.

Aus dem, was ſie von mir ſchreiben, geht hervor, wie verlegen die Leute um Vorwände waren, mich aus meiner begünſtigten Stellung zu verdrängen.

Der Leſer mag ſelbſt beurtheilen, wie abſurd dieſe Vorwürfe waren.

Aber iſt man je um ſolche verlegen, wenn man ein Volk gegen die Regierung aufhetzen will? ....

„Der Landtag ſollte, wie geſagt, nach dem Willen des Königs bloß ein Anlehen für den Weiterbau der Eiſenbahnen bewilligen und dann, wie er gekommen, mit leeren Taſchen zu den Steuerpflichtigen nach Hauſe gehen. Nun beſprachen aber die Stände Dieſes und Jenes von wichtigen Landesangelegenheiten, ſie berührten die Ereigniſſe der letzten Monate, und manche Mitglieder thaten dies in herben, ſchonungsloſen Worten. Man ſchonte überdies ſichtbarlich, von Seiten der Mehrheit der Stände, die Herren Miniſter, welche man perſönlich als wackere Männer achtete, und zielte auf die neue Gräfin und ihren Anhang, und ſogar auf den alten, verblendeten Mann, dem ein Weib mehr galt, als die Ehre ſeiner Familie, als die Sicherheit ſeiner Krone, als die Ruhe und Wohlfahrt ſeines Volkes. Ludwig war wüthend über ſeine Miniſter, die ihn nicht zu decken vermochten: ſie erhielten am 30. Nov. 1847,

zum Theil in sehr auffallend schimpflicher Weise, ihre Entlassung, und der Gräfin Landsfeld beliebte ein Ministerium Berks-Wallerstein. Berks hatte seine Laufbahn als Docent der Geschichte an der Universität zu Würzburg begonnen; er wurde in dem Anfange der dreißiger Jahre zur Belohnung geheimer Spionirdienste nach München versetzt, wo ihn der damalige Minister Wallerstein zum Ministerialrathe beförderte. Er blieb auch die rechte Hand des Fürsten bis zu dessen Sturze. Abel versetzte den Freund seines Vorgängers und gab ihm die Stelle eines Directors bei der Regierung von Niederbayern. Der Herr Director verlebte die Sommer- und Herbstmonate (1847) in München, wo er sich die hochvermögende Gönnerschaft der Gräfin zu erwerben wußte. Berks wurde zum Staatsrath erhoben und zeigte sich seiner Gönnerin in hohem Grade gehorsam und dankbar; er reiste sogar eigens nach Würzburg, um sie zu bewachen und nach München zurückzubegleiten. Lola arbeitete nun darauf hin, ein Ministerium nach ihrer Weise zusammenzusetzen, wo ihr treuer Diener eine der ersten Stellen einnehmen sollte. Dies ist ihr auch vollkommen gelungen. Das Ministerium vom 1. Dec. konnte mit vollem Rechte das Lola-Ministerium genannt werden.

Gräfin Landsfeld begnügte sich aber nicht mit einer verborgenen Herrschaft; sie wollte im Gegentheil ihr unbedingtes Machtgebot vor aller Welt offen an den Tag legen. Sie besuchte deshalb täglich ihren gehorsamen Knecht im Ministerium des Innern, Herrn Berks, in seinen Arbeitszimmern und verweilte daselbst nicht selten mehrere Stunden. Neben der Herrsch- und Lärmsucht ist Lust und Freude das Element dieses geistreichen, wunderlichen Wesens. Die Frau Gräfin, welche aller Bemühungen ungeachtet bei ihren neuen Standesgenossen keinen Zutritt erhalten konnte, umgab sich nun

mit einer Anzahl hübſcher junger Leute, vorzüglich Studenten, und kein Tag ging dahin ohne koſtbare Gelage. Es ſchien das Geld aus einer unerſchöpflichen Quelle zu fließen. Die Studenten und andere Geſellen ihres Kreiſes waren zum Theil nicht vom beſten Leumund, zum Theil auch arme Leute, welche die reichliche Unterſtützung, Speiſe in Fülle und lieblicher Trank anlockten. Den Studenten, ihren Genoſſen, verſchaffte nun aber die gebietende Herrin die Erlaubniß, eine eigene Landsmannſchaft unter der Benennung Allemannia zu gründen, was bei den bereits beſtehenden Landsmannſchaften, die ſich als beſonderrechtliche Genoſſenſchaften betrachteten, eine große Erbitterung hervorrief. Die Allemannia mußte, ſo wollte es der allerhöchſte Wille, anerkannt werden. Es war dieß aber bloß äußerlich; kein Student pflog den mindeſten Umgang mit den verhaßten Genoſſen der königlichen Freundin, und jede Satisfaction ward ihnen verweigert. Dies führte zu unaufhörlichen Reibungen, welche bald in gemeine Beſchimpfungen und Thätlichkeiten ausarteten. Ein Commers der Allemannia, welchem kein einziger Profeſſor, wohl aber Miniſter Berks beiwohnte und mit einer Rede verherrlichte, und das Leichenbegängniß des alten Görres (dieſes Haupt der Münchener Ultramontanen ſtarb am 29. Januar 1848) hatten endlich einen förmlichen Kriegszuſtand zwiſchen beiden Parteien hervorgerufen. Die Ultramontanen benutzten nämlich den Leichenzug ihres Meiſters zu einer förmlichen Demonſtration gegen die Lolamontanen, wie die Anhänger der Lola Montez nicht unwitzig genannt wurden. Aus demſelben Grunde ſchloſſen ſich ihm auch viele junge Männer an, die keineswegs zur Partei der „Schwarzen" gehörten. Die Gräfin hatte dies ſehr mißliebig bemerkt und ihre Allemannen zu allerlei Rachegelüſten auf-

gestachelt. Die anderen Studenten wollten nun die Allemannen, deren nur 15—18 waren, nicht mehr in den Vorlesungen dulden. Man verfolgte sie sogar in den Straßen; es entstanden Gassenaufläufe, die allerlei Unfug und selbst Verwundungen zur Folge hatten. Ein Graf Hirschberg, Senior der Allemannen, stieß mit einem Dolche um sich und beurkundete damit, daß er nicht umsonst zu den Füßen der Spanierin gesessen hatte. König Ludwig, welchem alle diese Vorfälle durch die Gräfin und ihren Minister von der schwärzesten Seite als Meuterei gegen seinen allmächtigen Willen dargestellt wurden, beschloß jetzt mit einem Male, mit Einem Schlage alle seine Feinde, die Professoren und Studenten, den Adel, die Bürger und das ganze widerstrebende Land zu züchtigen. Die Universität wurde am 9. Februar 1848 durch einen königlichen Befehl, den Fürst Wallerstein als Minister des Cultus und der Studien gegenzeichnete, bis zum Wintersemester geschlossen; es hieß sogar, die hohe Schule würde in der Zwischenzeit nach Landshut zurückverlegt werden. „Ich werde die Universität schließen lassen," hatte sich Gräfin Landsfeld schon einige Tage vorher in ihrem Abendkreise geäußert, „ich mag sie überhaupt nicht hier haben; sie muß nach einem anderen Orte verlegt werden."

Jetzt erhob sich mitten in der Bewegung eine neue Macht, an die man seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gedacht hatte. Die Bürger und das Volk zu München standen zusammen wie ein Mann, um der schmachvollen spanischen Willkühr entgegenzutreten. Die fremden Studenten, welche die Stadt alsbald verlassen sollten, schuldeten dem Bürger und Hintersassen manchen Pfennig, der, wenn die jungen Leute fortgingen, unrettbar verloren schien; überdieß war der ganze Bestand der Universität, von der sich so viele ernähren, in Frage gestellt.

Der liebe Vortheil, das klingende Intereſſe hatte dieſe ſeit Langem abgeſtorbene Körperſchaft zu neuem Leben aufgeſtachelt. Muth, Ehre und Hochherzigkeit ſchoſſen üppig hervor aus dem breiten Krämergrunde. „Ihr müßt hier bleiben," erklärten Bürger und Inſaſſen den Studenten; „wir werden, wir wollen euch ſchützen; die Vorleſungen müſſen wieder beginnen, und Alles muß im gewohnten Geleiſe fortgehen." Die Regierung des Königs hatte ſeit längerer Zeit, was keinem aufmerkſamen Beobachter entgehen konnte, naturgemäß in den verſchiedenſten Klaſſen des bayriſchen Volkes eine dumpfe Unzufriedenheit und Gährung hervorgerufen. Das Wort Recht durfte Niemand gebrauchen; Gnade ſollte Alles ſein, und in der That war auch Alles Gnade, Gnade des Königs. Die Anhänglichkeit an die allerhöchſte Perſon galt, wie die Anſtellungs- und Beförderungsdecrete im Regierungsblatt ausdrücklich lehren, als höchſtes Verdienſt des Staatsbürgers. Ja, dieſes Wort Staatsbürger ſelbſt wurde, wo nur immer möglich, ausgeſtrichen und durch das Wort Unterthan erſetzt. Es gab keine Staatsdiener, keine Staatsminiſter mehr, ſondern königliche Diener, königliche Miniſter. Nur die Staatsſchulden ſind geblieben. Alle Verordnungen, die wichtigſten Erlaſſe ſchloſſen ein Mal wie alle Mal mit dem banalen Satze: So lange wir nicht anders befehlen. Die Münchner „Gelehrten Anzeigen," von dem größten Obſcuranten in Europa, dem Präſidenten Roth redigirt, ſprachen bereits vom Landesherrn im guten mittelalterlichen Sinne des Worts. Die Verſchwendungen des Königs an Bauwerke, die keine Kunſtwerke ſind, an Maitreſſen und todte Sammlungen ſtanden in grellem Widerſpruche mit der widerlichen Knickerei bei allen Gegenſtänden, die ſich auf das Gemeinwohl, auf die Civil- und Militärbeamten, die ſich mit einem Worte auf das wirkliche Leben be-

zogen. Viele Stellen wurden bald gar nicht beſetzt, bald blieben ſie lange Zeit unbeſetzt und wurden einem Anderen ohne alle Entſchädigung aufgebürdet. Die hierdurch bezweckten Erſparniſſe ſind, wie ſo viele andere Summen, ſpurlos verſchwunden oder gingen zur Beförderung unhaltbarer, dynaſtiſcher Intereſſen nach Griechenland.

Die Noth der niedern Gewerbe, die zum Theil in der Zeit liegt und in Altbayern zum Theil auch durch den Zollverein hervorgerufen wurde, nahm und nimmt im Lande zu in Schrekken erregendem Grade. Die induſtrieloſen, an viele Feiertage und Wohlleben gewöhnten Bayern können mit den vorgeſchrittenen Bewohnern anderer Gaue nicht wetteifern. Ueberdies haben die letzten theuren Jahre die wenigen Sparpfennige der niedern Klaſſen aus den frühern beſſeren Zeiten vollkommen aufgezehrt. Gar mancherlei, nur zum Theil begründete, zum Theil ganz erfundene Sagen haben Bürger und Studenten in beſtändiger Aufregung erhalten.

Schon früh am Morgen des 11. Februar verſammelte man ſich von neuem auf dem Rathhauſe, und es war ein neuer Bürgerzug zur Reſidenz beſchloſſen. Die Univerſität, hieß es, müſſe alsbald wieder geöffnet und die Gräfin v. Landsfeld, als die Quelle aller Zwietracht, alles Unheils, von München abgeleitet und aus ganz Bayern entfernt werden. Schon jetzt fielen, bereits vierzehn Tage vor dem Sturze der Orleans, harte, drohende Worte in dem Rathhausſaale, namentlich von Seiten der kleineren Bürger, der Krämer und Käshändler. So dürfe es, ſagte man, nicht mehr fortgehen; der König verſchwende den Schweiß des armen Landes an Maitreſſen und ihren Anhang; der Schmuck der Lola, mit dem ſie neulich im Theater erſchienen, ſei von Kennern auf 60000 Gulden geſchätzt worden; ihr Haus in der Barrerſtraße ſei wie eine Feenwohnung

eingerichtet, nach ihren Wünſchen müſſen Miniſter, Staatsräthe und das ganze Land ſich fügen; Gensdarmerie und Militär ſcheinen bloß deßhalb da zu ſein, um die Tänzerin zu beſchützen; ihretwegen ſeien die beſten katholiſchen Profeſſoren von der Univerſität entfernt worden, für's Volk geſchehe gar nichts."

So weit geht dieſe erbauliche Darſtellung.

Aber ſie fügt noch einiges hinzu.

Sie ſpricht von der Angſt des Königs.

Der König habe nachgegeben aus Furcht.

Es iſt wohl möglich, daß der König von Leuten umgeben war, welche ſich Stützen des Thrones nannten und ſo ſehr den Kopf verloren, daß ſie ſicherlich ſchon längſt verloren waren, ehe der König die geringſte Unruhe zeigte.

Das ſind traurige Dummheiten, welche hier in einem Athemzuge wiederholt werden.

Der Staatsbürger iſt in einen Unterthan verwandelt.

Die Staatsdiener ſind Königliche Diener.

Aber die Staatsſchulden, nun, warum habt ihr die nicht auch zu Königliche Schulden, zu Maitreſſen-Schulden gemacht?

Nein, die Staatsſchulden, ſagt ihr, ſind geblieben.

Eine hübſche Conſequenz im Raiſonniren! —

Viele Stellen, heißt es, wurden gar nicht beſetzt. — Wahrſcheinlich konnte der König keine paſſende Subjecte finden. Es mögen ſich genug Leute gemeldet haben, das glaube ich wohl.

Wer von den Schreiern, den unerbittlichen Tadlern, den ſtrengen Kritikern der Handlungen der Könige iſt nicht gleich bei der Hand, wenn es gilt unter dieſen ſchlechten, verſchwenderiſchen Königen ein Aemtchen zu erhaſchen? —

Nicht wahr, ein Aemtchen bringt Käppchen, ſagt der Deutſche.

Je mehr Beſoldung, deſto beſſer.

Gute Beſoldung an ſchlechte Beamte — das iſt ja durchaus keine Verſchwendung.

Nun denn, ſo will ich annehmen, daß der König keine ſchlechte Beamte finden konnte.

Wie ihr wollt, es handelt ſich nur um neuen Beifall, ihr Hiſtoriographen, die ihr ſo ritterlich gegen eine Gräfin zu fechten verſteht.

Weiter heißt es, es ſei ſo viel Geld nach Griechenland gegangen.

Humane Seelen!

Als ſich der König des armen griechiſchen Volkes annahm, wie jubelten ſie da, die edlen Bayern!

Aber Geld nach Griechenland ſchicken!

Pfui Geld! —

Wer mag denn für die Freiheit eines andern Volkes Geld ausgeben! —

Lieber für Bayriſch Bier.

Iſt das nicht genug Veranlaſſung, eine Revolution erſter Klaſſe zu machen?

Alſo immer friſch darauf.

Wir haben es mit einem Weibe zu thun, und im allerſchlimmſten Fall, was kann uns das Bischen Pulver und Blei thun?

Trifft mich nicht, trifft dich nicht, trifft irgend einen dummen Teufel von Bauer, welcher ſeinen Kohl zu Markte bringt.

Alſo nur darauf los.

Burſche heraus!

Studenten und Volk im beſten Einverſtändniſſe, dann muß Alles möglich werden.

Doch ſchreibt Eure Geſchichte wieder ſelbſt, es iſt genug, wenn ich ſie commentire.

Hundertſechsundſechzigſtes Kapitel.

Allgemeine Studenten- und Volksbewegung in München am 8., 9., 10., 11. und 12. Febr. 1848.

Dießmal ſchien es nicht ſo leicht zu ſein, das aufgebrachte Volk durch Waffengewalt und Verkündigung des Tumultgeſetzes zu beſänftigen und den Aufruhr niederzuſchlagen.

Schon ſeit einiger Zeit hatte ſich nämlich an der Münchener Univerſität eine Verbindung, Allemannia genannt, gebildet. Die Theilnehmer an derſelben — ſo ging die allgemeine Sage — im Munde der Studenten und des Volkes „Lolianer" genannt, wurden von der Gräfin Landsfeld in beſonderen Schutz genommen, ſie erfreuten ſich häufiger Converſationen in ihrem Hauſe. Der Senior derſelben, Peißner, ſo behauptete man, habe ein förmliches Empfehlungsbüreau für Anſtellungen geführt und Beſcheide ſchriftlich und mündlich gegeben. — Die Allemannen hatten ihre Kneipe im Kaffeehauſe bei Rottmanner unter den Arkaden im Bazar.

Ihr Entſtehen wurde als darin motivirt angeſehen, daß ſie gleichſam als Mittel betrachtet werden ſollten, die Zuneigung der übrigen Studenten zu gewinnen. Allein dieſe Abſicht

ſchlug ſchon von vorn herein fehl. Die Allemannen wurden nämlich von den übrigen Corps-Verbindungen, Iſaren, Bayern, Pfälzern, Schwaben und Franken, völlig desavouirt oder in Verruf erklärt, und dieſer Verruf erging über ſie auch von der ganzen übrigen Studentenſchaft. Dieß ſtärkte die Spannung dann noch mehr, als die an Zahl nie bis zu 20 geſtiegenen Allemannen, ſtolz auf den höheren Schutz, ſich gegen die übrigen Studenten theilweiſe zu brüsque benommen haben. Jedenfalls wuchs der Haß zur offenen Verachtung.

Dieſe aber manifeſtirte ſich in folgender Weiſe.

Nachdem ſchon vor dem 8. Februar mehrmals in den Collegien der Profeſſoren von Bayer und Sieber, ſobald Allemannen erſchienen waren, die übrigen Studenten ſich entfernten, und trotz den Reden des Rectors und ſelbſt des Fürſten Ludwig von Oettingen-Wallerſtein als Cultusminiſter die aufgeregten jungen Männer nicht zu beſänftigen waren, brachten ſie dem Fürſten ein Lebehoch, begleiteten aber dann in gedrängten Zügen die beiden Allemannen die lange Ludwigsſtraße herab bis zur Allemannen-Kneipe bei Rottmanner unter gellendem Pereat für ſie und ihre Beſchützerin, als ging's auf einen Armenſünderplatz. Derſelbe Achtruf wiederholte ſich am 8. Februar, Nachmittags um 2 Uhr, im Collegium des königl. Miniſterialraths und Profeſſors Hörmunn.

Am 9. Februar Morgens hieß es, der Graf v. Hirſchberg, ein Allemanne, habe den Dolch gegen einen anderen Studenten gezückt, und ſei nicht arretirt worden. Es verſammelte ſich daher eine Maſſe von Studenten am Odeonsplatze, dieſem gegenüber, und am Rottmanner'ſchen Kaffeehauſe, und die Arretirung des Grafen wurde laut begehrt. Gensd'armerie beſetzte den Eingang in den Hofgarten und den Ausgang gegen die Seite des Kunſtvereins hin. Studenten und Volk wogten

an der Ludwigsſtraße auf und ab, vor der Reſidenzwache ſtand Militär. Die Schwabingerſtraße herab drängte ſich jetzt ein großer Menſchenſchwarm. An der Spitze deſſelben war die Gräfin v. Landsfeld zu ſehen, gehüllt in einen großen Schawl und auf dem Kopfe einen ganz einfachen blauen Hut. Zwei junge Männer gingen neben ihr und ſchienen ſie, wie aus den höchſt lebhaft geführten Debatten zu entnehmen war, vermögen zu wollen, von dem Platze ihres gewöhnlichen Spazierganges in der Ludwigsſtraße zurück zu bleiben. Lola ſelbſt ſchien jedoch den Mahnungen kein Gehör zu geben, ſondern ſchritt gerade aus vor der Theatiner-Kirche vorüber. In dieſem Augenblicke ſcheint ſie von den umſtehenden Volkshaufen erkannt worden zu ſein; von den Stufen der Feldherrnhalle aus war zu ſehen, wie ſie, dem Gedränge nachgebend, gegen das Graf-Arco-Gebäude mit ihrer Begleitung zurück wollte, dort aber keine Zufluchtsſtätte fand, und dann eine ſolche nothgedrungen in der Theatiner-Kirche ſuchen wollte und mußte. Man hörte jetzt gellendes Volksgeſchrei. Mit den gewöhnlich bei ihr geführten Waffen, Terzerol und Dolch, hat ſie den Angriff auf ihre Perſon abzuwehren verſucht. Kaum aber war das ſich immer wiederholende „Pereat" zu den an dem Hofgarten-Eingang ſtehenden berittenen Gensd'armen gedrungen, als dieſelben an den Ort der Gefahr im Galopp ſprengten, und unter ihrem Schutze eilte die flüchtige Gräfin in die Theatiner-Kirche durch den rechten Seiteneingang. Drinnen ſoll auch ernſtlich auf die zitternde und offenbar in Todesgefahr ſchwebende Tänzerin durch die bei noch zwei offenen Thüren hereinſtürmende Volksmenge angedrängt worden ſein.

Als nun der Kirchendiener aufmerkſam machte, daß die Kirche eben nicht der Ort zu einem Volksauflauf ſei, ſuchte ſich die Gräfin durch denſelben Eingang unter Gensd'armen-

Schutz hinaus zu begeben, wurde jedoch wiederholt mit gellendem Geschrei empfangen, und trat nochmals zurück, bis endlich mehr Sauve-Garde anrückte, sie in die Mitte nahm und zur Residenzwache unter Volkszurufen begleitete.

Der Platz wurde dann gegen das Schloß hin mit Militär, Infanterie und Küraſſieren, abgesperrt; dagegen vermehrten sich die Volkshaufen zusehends, und man hörte sehr unruhige Aeußerungen. Die fünf Corps der Studenten gaben zu gleicher Zeit beim Rektorat und Ministerium des Inneren für Cultus und Unterricht die Anzeige ihrer Auflösung ein, wenn die Allemannen fortbestehen dürften. So endete der 9. Februar mit dem düsteren Gerüchte, daß die Universität bis zum nächsten Oktober geschlossen sei. Die Hauptplätze blieben mit Militär besetzt, und die Barrerstraße wurde gleichfalls an beiden Eingängen durch Militär gesperrt, während die Gensd'armerie vor dem Hause der Gräfin v. Landsfeld verstärkte Wache hielt.

Drohender und allgemein mehr aufregend wurde die Sache am Donnerstag den 10. Februar.

Vormittag 9 Uhr versammelte sich die gesammte Studentenschaft in der Universität. Dort war unter dem Datum des 9. Abends 6½ Uhr am schwarzen Brett angeschlagen: daß die Universität bis zum nächsten Oktober geschlossen sei und die Studenten daher bis künftigen Samstag den 12. die Stadt zu verlassen haben, eine Maßregel, die die allgemeinste Mißstimmung hervorrief, bei den Studenten einerseits, weil der Verlust schon eines einzigen Semesters einen bedeutenden Ausfall in ihrem Studienberufsleben macht, und weil bei den Meisten offenbar nicht sogleich Reisemittel in ungewöhnlicher Zeit vorhanden sind; bei den Bürgern aber andererseits, weil sehr viele mit ihrem Nahrungszweige lediglich auf Studenten an-

gewieſen ſind, und weil es denn doch für eine Stadt keine gleichgültige Sache ſein kann, ob ſie eine jährliche Einnahme von 60,000 Gulden mehr oder weniger habe.

Dieſe Mißſtimmung erregte aber bei den Bürgern und Studenten zwei Beſchlüſſe, die Bürger ſollten ſich um 1 Uhr auf dem Rathhausſaale, die Studenten um 2 Uhr auf der Univerſität verſammeln. Vorläufig ſchienen die Studenten jedoch dem Befehle, die Stadt zu verlaſſen, ihren Gehorſam nicht verſagen zu wollen; ſie zogen daher unter fröhlichem „Gaudeamus igitur“ auch vor das ehemalige Akademiegebäude, dem Sitze des Miniſteriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, um ihrem oberſten Chef, dem Fürſten v. Wallerſtein, ihre Abſchiedshuldigungen darzubringen. Da nahte von der weiten Gaſſe her Gensd'armerie, unter der Führung des Hauptmanns Bauer. Von ihrer Seite mochte wahrſcheinlich dieſe in Studentenart ſehr friedliche, wenn auch fröhliche Verſammlung für tumultuös gehalten worden ſein, kurz, die Gensd'armen machten auf Commando ihres Hauptmanns von den Bajonetten Gebrauch, und es kamen einige leichte Verwundungen vor, die aber übermäßig vergrößert worden ſind und einen drohenden Haß gegen den Gensd'armerie-Hauptmann Bauer ſelbſt erzeugt haben. Nachmittag 1 Uhr verſammelten ſich nämlich weit über 1000 Bürger im großen Rathhausſaale und begehrten von ihrem Magiſtrate, unter den heftigſten Aeußerungen über manche der damaligen Zuſtände, die Bildung einer Deputation aus ſeiner Mitte unter Begleitung von ihnen Allen zur Reſidenz an Se. Majeſtät den König, um die Aufhebung des Befehles zur Schließung der Univerſität unbedingt und auch die Entfernung und Unterſuchung des Hauptmanns Bauer, dann die erſtere der Gräfin von Landsfeld zu erwirken. Offen erzählte man ſich dort, Einer der von der

Gensd'armerie Verwundeten sei bereits gestorben, was sich später als offenbare Unwahrheit erwiesen hat. Der Effekt dieses falschen Gerüchtes steigerte aber die allgemeine Aufregung.

Der Bürgermeister Dr. v. Steinsdorf, welcher die Debatte zu leiten hatte, konnte mit dem Prinzipe der Abwehr der Deputations-Begleitung durch die ganze Bürgerschaft nicht durchdringen, eben so wenig wie ein Anderer der Redner in gleich beruhigendem Sinne. Der Beschluß, die Bürgerschaft solle in corpore vor die Residenz ziehen und dort auf dem Max-Josephsplatze die Resultate ihrer Deputation erwarten, blieb aufrecht. Der Bürgermeister sah sich also gedrungen, unter Begleitung einiger Herren zuerst in die Residenz zu gehen und um eine Stunde zur Audienz anzufragen, kam jedoch nach geraumer Zeit mit der Nachricht zurück, daß Se. Majestät in der Residenz nicht sei.

Während all' dieses auf dem Rathhause vorging, verbreitete sich auch die Nachricht in der Stadt, daß die Studenten einstimmig und in Masse beschlossen hätten, da zu bleiben, also die Stadt nicht zu verlassen.

Endlich waren die Mitglieder der Deputation des Magistrats amtlich gekleidet und fuhren zur Residenz ab, ihnen nach der große Zug zu zwei und zwei der ganzen Bürgerschaft. Die Bürger stellten sich unter einem Vivatruf für Küraſſiere und Infanterie, von denen die Ersteren den Zugang zur Residenzstraße besetzt hielten, die Andern aber sich ruhig vor der Residenz an rechter Seite aufgestell hatten, gleichfalls vor der ganzen Front des Königsbaues auf, hinter ihnen Volk aller Art, füllend den ganzen Maxplatz, die Theaterstufen, die Posthalle.

Nach geraumer Zeit kam endlich die Nachricht, daß Se. Majestät der König zur Deputation, die überdies durch die K. Prinzessin Luitpold eingeführt und bevorwortet war, geäuf-

fert hätten, wie Allerhöchſtſie lieber Ihr Leben ließen, als Ihr Wort zurücknähmen, dann aber etwas beſänftigt erklärten, die Bürger ſollten ſofort nur ruhig abziehen, die allerhöchſte Entſchließung werde ihnen nach Vernehmung der Königlichen Räthe zugeſendet werden.

Die Bürgerſchaft zog alſo wieder auf das Rathhaus zurück und wartete en grand corps auf die Allerhöchſte Entſchließung.

Abends kam endlich der Stadtrath und Miniſterverweſer des Innern, v. Berks, auf's Rathhaus und verkündete, daß Se. Majeſtät allergnädigſt bewilligt hätten, die Univerſität dürfe im zweiten Semeſter, alſo nach Oſtern, wieder geöffnet werden.

Mit dieſer Entſchließung waren jedoch die durch langes Harren erregten Bürger nicht zufrieden, ſondern gaben ſich nach manchen mißliebigen Aeßerungen gegen den Miniſter die Zuſage, morgen früh 8 Uhr wieder auf dem Rathhauſe zu erſcheinen, und zogen nach Hauſe.

Die Unruhen auf den Straßen begannen dagegen ernſter in der Nacht. Vor der Barrerſtraße, deren Zugänge mit Militär geſperrt waren, ſuchte ein Haufe bis zum Hauſe der Gräfin Landsfeld vorzudringen, bewaffnete ſich deßhalb mit Latten vom Gartenzaune des Grafen v. Baſſenheim am Karolinenplatze und mit ausgebrochenen Pflaſterſteinen. Die Gensd'armerie wehrte jedoch den wüthenden Angriff ab. Während hier die Rache des Volkes kochte, verübte ſie verheerende Angriffe zugleich auf das K. Polizeigebäude in der Weinſtraße, eine Demonſtration gegen die Gensd'armerie wegen des vormittägigen Vorfalles, und es wurden mit herausgeriſſenen Pflaſterſteinen in der Front und an der Seite in der Gruftgaſſe die Fenſter zertrümmert. Die Gensd'armerie ſuchte auszubrechen und das

Volk zurückzutreiben, zog sich jedoch vor dem Steinhagel zurück. Das herangerückte Militär stellte endlich die Ruhe wieder her. Dasselbe hatte auch den Max-Josephs-Platz besetzt. Hinter ihm hatte sich aber immer wieder Volk gesammelt und nach gellendem Pfeifen von Zeit zu Zeit „Pereat Lola“ geschrieen. Eine unruhige Nacht! — Das Gerücht, daß die Chevauxlegers von Augsburg kommen sollten, vergrößerte noch die Unruhe.

Am 11. Februar, Morgens 8 Uhr, versammelten sich die Bürger wiederholt auf dem Rathhause, und es wurde ein neuer Zug und eine neue Deputation an den König beschlossen: Die Universität solle nicht nach Ostern geöffnet werden, sondern am nächsten Montag. Auch die Studenten versammelten sich um 9 Uhr an der Universität, deren Gitter zwar geschlossen, jedoch bald geöffnet war. — Die Barrerstraße war heut mit Militär besetzt. Die vordere Seite des kleinen Palastes der Gräfin v. Landsfeld war gedeckt, und von der hintern Seite, welche eine Gartenmauer umzog, war, wie Lola glaubte, Nichts zu besorgen.

Keck und kühn, wie eine herausfordernde Amazone, trat sie um 9 Uhr Morgens, obgleich sie den wüthendsten Angriff des Volkes in der verflossenen Nacht gehört hatte, auf ihren Balcon, um das Terrain zu recognosciren.

Die Wuth des Volkes drang in wildes Geschrei aus, als man sie erblickte, — aber das Volk konnte nicht durchbrechen. Gegen 10 Uhr lief und rannte sie den Garten hinan bis zum Bassin, und es gähnte ihr lechzend wieder tausendstimmiges, donnerndes Pereat entgegen.

„Wollt ihr mein Leben, da nehmt es!“ rief Lola, wie eine von den Pfeilen blutdürstiger Jäger verfolgte Löwin, dem an ihrer hintern Gartenmauer hinaufstürmenden Volke,

von einem Stein bereits getroffen, dem Haufen entgegenstürzend zu.

Und wahrlich, diese todverachtende Herausforderung wäre angenommen worden, wenn nicht ein mächtiger Einfluß, ein magnetischer Zauber, der aus der Riesenkühnheit der Spanierin sprach, die Gartenstürmer in ihrem Grimme gedämpft hätte. — Sie zogen sich einen Augenblick zurück, — und dieser war es, als sie von ihrer Begleitung mit Gewalt in den bereitstehenden Wagen gerissen wurde, obgleich sie sich löwenhaft dagegen wehrte. Der Kutscher war gewonnen; er peitschte die Pferde zur Wuth schon im Stalle. Dieser fuhr, als gälte es ein Wagen-Wettrennen, der Ludwigsstraße und dem englischen Garten, dann wieder der Residenz zu, um in dieselbe von rückwärts zu kommen. Alle Zugänge waren besetzt, das Eindringen unmöglich. Verstärkte Wachen und Volk überall. Der kleine Wagen mit dem kühnen Kutscher ward an allen Ecken und Enden erkannt, erkannt an allen Eingängen, erkannt in den engsten Gäßchen hinter dem Hofbräuhause, „überall gefahren wie der effective Teufel selbst ... ohne Unglück, jedes Hinderniß überwältigend.“ So ging's durch die Herrenstraße vor's Isarthor, im Momente des Fluges vor's Sendlingerthor und die Sendlinger Landstraße hinaus. Graf von Arco-Valley, der den Armen Münchens 5000 fl. einige Tage später schenkte, fuhr ihr rastlos nach, ob die „Landescalamität“ auch wirklich aus der Residenz getrieben sei.

Die in das Schloß geschickte Deputation war unterdessen (11 Uhr Vormittags) von demselben mit der Nachricht herabgekommen, daß Alles genehmigt sei. Als der Befehl zur Entfernung der Gräfin gegeben worden, erschienen die Minister auf dem Rathhause vor den versammelten Bürgern und ver-

kündeten: „Niemand iſt mehr zwiſchen König und Volk!“

Nachdem in München der Stein des Anſtoßes entfernt war, kamen zehn Allemannen deſſelben Abends (11. Februar) nach der Krondomaine Blutenburg bei Nymphenburg (unweit Münchens und zunächſt an der Eiſenbahnſtation Paſing gelegen) und baten daſelbſt um Speiſe und Nachtlager. Da der dortige Pächter zugleich die Wirthſchaft ausübt, mußte ihnen Beides gewährt werden, jedoch mit der Bedeutung, daß ſie in Ermangelung ſo vieler übriger Betten würden auf Stroh lagern müſſen, was ſie mit Dank annahmen.

Nachts 11½ Uhr kam Lola Montez verkleidet, und mit gepudertem Haar, in Begleitung des Wirthes von Großheſſellohe nach Blutenburg, um, wie ſie ſagte, ſich von den Allemannen zu verabſchieden.

Sie war, wie wir wiſſen, vom Grafen Arco-Valley, freilich wider ihren Willen, begleitet worden. Als ſie in Bayerbrunn friſche Poſtpferde beſtellte, glaubte der Graf, nun von ihrem Reiſeentſchluß vergewiſſert zu ſein, und kehrte getroſt nach München zurück. Lola Montez ſetzte aber nach des Grafen Entfernung ihre Reiſe nicht nach Bayerns Grenze fort, ſondern eilte nach Großheſſellohe hinüber, von wo ſie ſich nach Blutenburg führen ließ.

Bei ihrem Eintritte fiel ſie — nach der Angabe eines glaubwürdigen Augenzeugen — dem Allemannen Peisner, welcher unter dieſen der Angeſehenſte zu ſein ſchien, wie eine liebende Gattin nach langer Trennung um den Hals und beſchwor ihn, mit ihr nach München zurückzukehren. Peisner aber, eingeſchreckt durch das in München Vorgegangene, weigerte ſich deſſen. Da ward aus der „liebegirrenden Turteltaube“ ein grimmiges Weſen; ſie ſchimpfte und beohrfeigte den erſt ſo zärt-

lich Geküßten, warf ihm vor, daß er von ihr lebte, daß ſie ſeine Angehörigen (ses Tiens) unterbrachte, ſich für ihn verwendet und ihm eine Uhr, die er in demſelben Augenblicke trug und 1500 Franken gekoſtet habe, gegeben. Dieſe Vorwürfe ſchienen ihn außer ſich zu bringen, und mit der Drohung, ſich entleiben zu wollen, ſtürzte er hinaus. Ihm folgte Lola Montez. Sie bat ihn, zurückzukehren, und endlich traten Beide verſöhnt wieder in's Zimmer ein, feſt entſchloſſen, zuſammen nun nach München zurückzukehren.

Der Krondomänen-Pächter Schäfer ſtellte Lola dringend vor, welcher Gefahr ſie ihre Perſon durch die Rückkehr ausſetzte u. ſ. w. Vergebens:

Endlich ſiegte die Sehnſucht nach Ruhe. Sie begab ſich endlich (ungefähr 4 Uhr Morgens) in Peisners Geſellſchaft in das für ſie in Bereitſchaft geſetzte Schlafkabinet, woſelbſt Beide bis 8 Uhr früh blieben.

Während des Aus- und Ankleidens hatte die Frau des Krondomänen-Pächters Schäfer Lola Beiſtand geleiſtet und dieſe öfters in jener Gegenwart ausgerufen: „Je veux maintenant la couronne!“

Sobald Lola und Peisner in's Schlafgemach getreten waren, fuhr der Krondomänen-Pächter eiligſt nach München und hinterbrachte dem Miniſter v. Berks Kunde vom Geſchehenen, bat dabei um Mittheilung von Verhaltungsmaßregeln. Ihm wurde die Weiſung: „Es ſei ſchon recht; die Gräfin v. Landsfeld warte nur auf ihre Effekten.“

Von der Wichtigkeit des Augenblicks überzeugt, ging Schäfer darauf zu dem Miniſterfürſten Wallerſtein, welcher ob des Erzählten ſich ſehr erſtaunt zeigte und ſogleich auf die Polizei ſchickte. Schäfer aber fuhr nach Hauſe, machte unterwegs dem in Nymphenburg commandirenden Rittmeiſter, Gra-

ſen Irſch, ſeine Anzeige und wurde hierauf von dem Lieutenant Holzſchuher mit einer halben Eskadron begleitet. Zugleich mit dieſen trafen zwei Polizeibeamte in Blutenburg ein.

Lola Montez fuhr ſie heftig an, drohte mit Piſtolen, trat aber doch endlich in Begleitung der beiden Polizeibeamten Dichtel und Weber, Peisner's und zweier anderer Allemannen die Reiſe an, nachdem ſie gegen den Lieutenant Holzſchuher die Drohung geäußert: die Reſidenz würde von München nach Nürnberg verlegt werden."

Wir wollen uns dieſe hübſche Darſtellung von Ereigniſſen, bei welchen ich eine Hauptrolle ſpielen mußte, näher betrachten.

Da die Hauptbewegung, dem Anſcheine nach, von der Univerſität ansging, ſo mußte ich natürlich mit den Studenten in Verbindung gebracht werden, und da war es denn eine Verbindung, welche als meine Leibgarde hingeſtellt wurde. Der Student Peisner habe in meinem Hauſe ein förmliches Empfehlungsbüreau für Anſtellungen geführt und Beſcheide ſchriftlich und mündlich gegeben.

Wahrlich, eine hübſchere Lüge konnte man nicht erfinden. Es iſt wahr, ſie iſt ſo fürchterlich abſurd, wie nur irgend eine Lüge ſein kann, aber iſt dies nicht die Taktik aller Derjenigen, welche eine Revolution erregen und im Gange erhalten wollen? Weiß man es nicht, daß, je abgeſchmackter, je dummer die Lügen ſind, das Volk um ſo eher geneigt iſt, ſie zu glauben? Iſt es nicht eine allbekannte Erfahrung, daß in aufgeregten Zeiten — nur das Vernünftige beim Volke keinen Glauben findet?

Ich wiederhole, dieſe Ultramontanen haben ihre Sache ſehr gut gemacht, aber wann haben die Jeſuiten dies nicht gethan?

Nicht in meinem Namen proteſtire ich gegen ſo ſchmähliche

Beſchuldigungen; es hätte noch gefehlt, daß ich mich gegen die Einfalt vertheidigen ſoll; aber ich halte es für meine Pflicht, in das Wespenneſt der Lügen zu ſtechen, welche einen erhabenen, wohlwollenden Monarchen in der Achtung der Welt herabzuſetzen ſuchten.

Daß ich in den gefährlichſten Momenten der Aufregung nicht ſcheute, mich dem Volke zu zeigen, zeugt das noch nicht von meinem guten, reinen Gewiſſen?

Nein, es zeugt von ihrer Frechheit! rufen die Elenden, welche ſelbſt nicht den Muth haben, die Wahrheit zu bekennen.

Ich habe auch gezeigt, daß ich Muth beſitze, daß ich das Volk in ſeinem blinden Fanatismus verachte, daß ich der Gefahr zu begegnen weiß, daß ich den Tiger ſo wenig, wie die Schlangen ſcheue.

Ihr aber, die Ihr Euch meine Freunde nanntet, weil es der König war, Ihr ſcheuet Alles, nur die Feigheit nicht.

Wurdet Ihr nicht bleich, wie Schatten, als ich zum Könige ſagte:

Sire, haben Sie nicht Kanonen?

Sire, haben Sie nicht Bajonnette?

Sire, ich wollte einſt gehen, freiwillig gehen, und Sie wollten, daß ich bleiben ſollte.

Ich weiche nicht, weil die Revolutionäre, weil die Wölfe in Schafspelzen es wollen.

Ihr ſagtet kleinlaut: — aber auch das Volk, das Volk will es, Gräfin.

Geht, ſagte ich, das Volk darf nicht wollen, was man ihm nicht geſtatten will.

Ich bleibe!

Ach, — wie ſie zitterte, dieſe Weltgeſchichte in Pantalons!

Zittert, verkriecht Euch, ich werde bleiben!

Wie ſie da plötzlich muthig wurden. Dieſe Feiglinge!

Sie zeigten Muth, — dem Volke nachzugeben.

Sie zeigten Muth, — ein Weib mit Gewalt aus der Stadt zu ſchaffen.

Und doch, — doch wäre ich nicht gewichen, wäre an der Seite meines königlichen Freundes geblieben, wäre lieber geſtorben, hätte mich von dem Volke eher zerreißen laſſen, ehe ich die Flucht ergriffen hätte, und ich würde mein Leben theuer genug verkauft haben, aber ich dachte:

Die königliche Krone wankt, von zu viel Feigheit iſt ſie umgeben, zu viel Verrath hat ſie umſponnen, was vermögen die wenigen Getreuen gegen eine Heerde Wölfe? — Rette die Krone.

Und ich wich. — —

Erinnert Euch doch aber daran, Ihr Großſprecher, erinnert Euch daran, als das Volk, grimmig wie eine Hyäne, in meinen Garten ſtürmte, und wie es zurückprallte, als es ſah, — wie viel mehr Muth ein Weib, wie viel mehr Muth dieſe verhöhnte Spanierin, als Alle ihr Kecken und Verwegenen mit dem Munde, hatte.

Habt Ihr es noch nicht gelernt, wie man ſtehn, wie man fallen muß, wenn das Volk rebellirt?

Die Geſchichte aber mit dem Studenten Peisner, ſoll ich ſie etwa widerlegen?

Ich ſtrafe Euch mit tiefſter Verachtung dafür.

Ich habe ihn allerdings aufgefordert, mich nach München zurückzuführen, und er hat ſich deſſen geweigert, und ich habe ihn einen Feigling genannt, wie ſo Viele, die ſich Männer nennen, und habe ihm dann den Rücken zugekehrt.

Glaubt nur, hätte ich ihn in mein Schlafkabinet treten laſſen, ſo hätte ich es aus keinem anderen Grunde gethan, als um — ihm eine Nachthaube aufzuſetzen.

Ihr aber, Ihr erfindungsreichen Leute, die Ihr es ſo gut verſteht, mich zu charakteriſiren, — laßt Euch eine Schellenkappe machen.

Wahrhaftig! — Ihr habt ſie ſehr verdient.

Hundertſiebenundſechszigſtes Kapitel.

Die weiteren Ereigniſſe in München, meine Rückkehr und die Abdankung des Königs.

Wie gewöhnlich, horchte Deutſchland, — das man nicht mit Unrecht oft Frankreichs Affen genannt hat, — hoch auf, als ihm die Pariſer Nachrichten die Kunde der wichtigen Ereigniſſe, welche dieſe wandelbare Stadt bewegt hatten, zuführte. —

Die Ultramontanen in München hatten dem Volke eine zu gute Anleitung, wie man gegen den Thron rebelliren müſſe, gegeben, als daß das Volk nicht einmal auch auf ſeine eigene Fauſt eine kleine Revolution verſuchen ſollte. An Anlaſſen feblte es ja nicht, denn was verlangt ein Volk nicht Alles, wenn es glaubt die Macht zu haben, fordern zu können?

Freilich wurde jetzt den Herren, denen ich ein Dorn im Auge war, und die ihren Zweck, mich aus Bayern zu entfernen erreicht hatten, etwas unheimlich zu Muthe. Bisher hatten ſie allein die Karten gemiſcht und Trumpf geboten, ſie hatten das Spiel in ihren Händen, nun aber hatten ſie am Volke einen ſehr unangenehmen gefährlichen Rivalen gefunden;

und was ſie früher thaten, um ihre Herrſchaft wieder zu erlangen, das mußten ſie nun thun, — um ihre Exiſtenz zu erhalten. Es war die Angſt, mehr zu verlieren, als ſie je verlieren konnten, welche ſie jetzt antrieb, ſich mit dem Volke auf den Boden der Revolution zu ſtellen und vom Monarchen Dinge zu verlangen, welche durchaus gegen ihre Intereſſen waren, um deren wegen ſie das Volk aufrühreriſch gemacht hatten.

Die gerechte Strafe blieb alſo nicht aus.

Der König aber, der Monarch mit dem edlen, erhabenen Herzen, er hat ſein Wort, welches er mir in einer feierlichen Stunde gegeben, unverbrüchlich gehalten, er hat der Krone entſagt, — als er nicht mehr wahrer König ſein konnte.

Er hatte es ſatt, über Feiglinge und ein undankbares Volk zu regieren.

Ich will die Ereigniſſe, welche dieſen Entſchluß bei ihm zur Reife brachten, nur mit den Worten „der Gegenwart" hier wiedergeben, und dann für immer von einem Lande Abſchied nehmen, welches in einigen Monaten mehr Thorheiten begangen hat, als ich während meines ganzen Lebens.

Haßt mich in Gottes Namen, ihr Bayern, denn ihr werdet wohl noch nicht einſehen gelernt haben, daß es keine gute Frucht tragen kann, auf eine Frau mit Keulen zu ſchlagen, ſtatt den wahren Muth gegen die wahren Feinde zu bewähren.

Ich verzeihe euch; — ob ihr euch ſelbſt jemals verzeihen werdet?

Ha, welche Furcht du, großes, mächtiges Volk vor einer Frau hatteſt, wie du mit Argusaugen nach ihr ſpürteſt und ſie nicht — fandeſt.

Du fandeſt mich nicht und doch brülleſt du:

Die Lola Montez iſt wieder da! —

Die Lola Montez iſt wieder in München. — Gnade uns Gott, wir ſind verloren.

Solche Angſt vor einem Weibe! —

Und während du dieſe komiſche, unwürdige Furcht hatteſt, Volk von München, was that dieſe ſo ſehr gefürchtete Frau?

Sie rieth deinem Könige:

Sire, — das Volk hat Ihre Krone entehrt, — legen Sie ſie nieder.

Die Kanonen und Bayonnette können die Flecken an einer Krone nicht mehr reinigen.

Sie haben dem Volke einmal nachgegeben; — hören Sie auf, ihm weiter zu befehlen.

Ja, während ich ſo ſprach, zitterte Bayern, fürchteten noch die Sieger, entſetzten ſich meine Feinde.

Und das Alles vor meinem Schatten.

Denn ich war nicht in München, ich hatte dem Lande einmal voll Verachtung den Rücken gekehrt: was konnte mich veranlaſſen, wiederzukehren?

Man ſuchte meinen Schatten.

Ein fürchterlich heroiſches Volk, welches auf den Schatten eines Weibes Jagd macht.

Der Münchener Punch, auch gerade nicht mein Freund, doch wenigſtens ein verſtändiger witziger Feind, hat eure Lola-Furcht gut perſiflirt.

Schau' nicht um, die Lola geht 'rum! —

So ſchrieb der gute Punch.

Seit Donnerſtag, ſo ſagt er weiter, hat München das Anſehen, als ſei die ganze Einwohnerſchaft in einem Plumpſackſpiel begriffen. Auf der Polizei fand man den Plumpſack nicht, die Polizei wurde aber doch geklopft. Vor dem Rathhauſe

ſteht ein Haufen Menſchen. Die meiſten haben die Kappen tief im Geſicht, die Hände in den Hoſentaſchen und die Hoſen hinaufgeſtülpt. Was wollen dieſe? Sie ſuchen die Lola. — Zum Karlsthor herein ſtürzen beide Geſchlechter, alt und jung, ſie athmen ſehr hoch und ſind bis über die Augenbrauen von der beliebten Münchner Straßenſubſtanz beſpritzt. Was wollen dieſe? Sie ſuchen die Lola! — Auf der Polizei iſt ein ſehr reſpectables Perſonal beeifert, die Thore auszuangeln, Fenſter zu zermalmen, die Bücher umzuwerfen und die Tinte auf die Straße herabzuſchütten. Was wollen ſie damit? Sie ſuchen die Lola! Niemand ſtört ſie in dieſer patriotiſchen Arbeit. Ein Mann, der in der Gensd'armerie eben den Ofen zuſammen ſchlug, ſagte zum Brigadier: Nicht wahr, Sie nehmen mir nicht ungütig — wir ſuchen bloß — — O, ich bitte recht ſehr — fiel der Brigadier unter drei Verbeugungen in's Wort — ſehr ſchmeichelhaft, daß Sie uns das Vergnügen ſchenken. Ich würde Ihnen einen Stuhl anbieten, aber Ihre Herrn Collegen hatten die Güte, alle Stühle fortzutragen. Es iſt richtig, die Münchener Gensd'armen wiſſen, wie man ſich mit gebildeten Leuten zu benehmen hat. Ueberhaupt zeigte ſich bei dieſer Geſchichte ſo ein herzliches Einverſtändniß, ſo ein nationales Selbſtbewußtſein, daß man ſich den ſchönſten Hoffnungen hingeben muß. Nichts mehr drängte ſich zwiſchen Volk und Polizei; ſie haben ſich einander genähert, ſie haben ſich verſtanden. Unfern von dieſem vaterländiſchen Schauſpiel kam ich in ein höchſt volksthümliches Gedränge und fühlte plötzlich eine fremde Hand in meiner Taſche. Was wollen Sie? fuhr ich meinen Nachbar an. Ei, antwortete dieſer, ich ſuche blos die Lola."*)

*) Während des Aufenthalts der Lola Montez in München machte eine preußiſche Zeitung folgende luſtige Combination über den Tanz: Bekanntlich ſagte ein berühmter Mann von Fanny Elsler, ſie tanze

Ja, ihr ſuchtet bloß Lola, und um ſie zu finden, machtet ihr eine Revolution.

Göthe; ein Anderer hat behauptet, der Tanz der Taglioni habe einen welthiſtoriſchen Inhalt. Man hat dieſe Männer deßhalb verſpottet, aber man that ihnen Unrecht. Wir ſehen jetzt eine Tänzerin hier, welche ſie glänzend rechtfertigte, denn ſie tanzte in allem Ernſte bayriſche Geſchichte. Sie kennen Lola Montez. Lola Montez iſt eine Spanierin; wenn ich ſage, daß in ihren Adern das blaue, kaſtilianiſche Blut ſtrömt, welches die Sonne durchglüht hat, die den Xeres kocht, ſo thue ich ihr Unrecht — ich glaube, ſie iſt einer jener Dämonen, welche der Magier von Salamanca in Phiolen gebannt hatte. Die Odyſſee ihrer galanten Lebensfahrten kann ich Ihnen nicht ſchildern — die Feder des jüngern Crebillon iſt nicht die meine, und wer möchte ohne ſie an ein ſolches Thema ſich wagen? Da ſind verfängliche Darſtellungen ihrer dämoniſchen Kunſt auf einer Pariſer Bühne und moraliſche Bedenken der Polizei über richtige Auslegung des Göthe'ſchen: „Erlaubt iſt, was ſich ſchickt;“ Abenteuer, bei denen Dolche gegen die Bruſt eines unglücklichen Portiers blitzten, durch den ſich ein treuloſer Geliebter verläugnen läßt; Reitpeitſchen-Ereigniſſe in Warſchau; finanzielle Etourderien, auf denen ſich ein großer Klavier-Virtuoſe als anhänglicher Schutzengel emporhebt ꝛc. ꝛc. Genug, Lola Montez iſt jetzt in München und hat kaum ihr Taubenangeſicht gezeigt und ihre unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit entwickelt, als das erſtaunte Volk der Bajuvaren inne wird, daß hier mehr iſt, als eine Taglioni mit allem welthiſtoriſchen Inhalt. Das Volk thut den Schwur, ſie zu erdroſſeln, wenn ſie ſich zeige, und wirft ihre Scheiben ein, wenn ſie an's Fenſter tritt, und zwei Gensd'armen halten deßhalb an der Thüre Wache und ſind deſto nützlicher, ſeitdem Lola's und ihrer Dogge Konflikt mit einem Fuhrmanne einen förmlichen Auflauf gegen ſie veranlaßte. — Daß Spanien nicht zur Ruhe kommt, begreifen wir jetzt. — Setzt doch ein einziges Echantillon aus dieſem unruhigen Lande unſer ganzes friedliches München in Bewegung.

Als wenn die Welt und Bayern Eins wären.

Die Schweiz iſt auch ein freies Land, — ihr Bayern.

Und man fahndet dort nicht nach Weibern.

Nun, hier habt ihr noch euren Fetzen Weltgeſchichte, die ihr meinetwegen fabrizirt habt, ich gebe ſie euch, wie geſagt, mit euren eigenen Worten zurück.

Wenn euch der Spiegel Fratzen ſchneidet, meine Schuld iſt es nicht:

„Die Parteien, zumal die ultramontane, beuteten dieſe Auftritte zu ihren Endzwecken in der Art aus, daß die Hauptſtadt und das benachbarte Land in immerwährender Unruhe und Aufregung erhalten wurde: deßhalb fanden auch die Vorgänge zu Paris in der bayriſchen Hauptſtadt, wie vielleicht nirgendwo im mittleren Deutſchland, einen empfänglichen, zündbaren Boden: deßhalb iſt auch dort der Sturm eher losgebrochen, als in irgend einem Theile unſeres Vaterlandes.

Die Bürger hatten häufig Zuſammenkünfte, wo manche Mißſtände zur Sprache kamen, unter welchen ſchon ſeit Jahren die Bevölkerung ſchmachtete. Die Klagen über die Polizeiwillkür und die Heimlichkeit, womit das ganze ſtädtiſche Weſen betrieben wurde, traten alsbald in den Vordergrund. Man erſtrebte vor Allem Geſetzlichkeit und unbeſchränkte Oeffentlichkeit in den Gemeinde-Angelegenheiten. Die Ariſtokratie, fürchtend, das Bürgerthum möchte allein die Bewegung in die Hände nehmen, kam jetzt und ſuchte ſich der Reformbewegung anzuſchließen, ja ſogar ſich als leitende Genoſſenſchaft hinzuſtellen. Ein großer Theil des Adels, namentlich der kirchlich geſinnte, an deſſen Spitze Graf Arco-Valley ſteht, hatte ſchon ſeit dem Sturze Abel's eine oppoſitionelle Stellung gegen den König und die Regierung eingenommen. Man verſchmähte es, da zu erſcheinen, wo Gräfin von Landsfeld ſich zeigte. Der

reiche Graf hatte ſelbſt, um ſeine Freude über den Sieg des Volkes und die Vertreibung der Spanierin vor aller Welt zu zeigen, 5000 Gulden unter die arme Bevölkerung vertheilen laſſen. Nach Lola's Vertreibung richtete ſich der Haß der Einwohnerſchaft, der Haß von Jung und Alt vorzüglich gegen den Mann, welcher ſich durch die Gunſt der Spanierin die wichtige Stelle eines Miniſters des Innern erſchlichen hatte. Der Fürſt von Leiningen aber, der durch ſeinen wiederholten Aufenthalt am Hofe zu Windſor das ſelbſtſtändige und nicht ſelten freiſinnig aufopfernde Benehmen der Engliſchen Ariſtokratie kennen gelernt, ging jetzt damit um, durch eine Verpflanzung dieſer engliſch-ariſtokratiſchen Weiſe auf deutſchen Boden dem wankenden Grunde ſeiner Standesgenoſſen neue Stützen zu geben. Dieſe Bemühungen, ſo wohlgemeint ſie ſein mochten, mußten natürlich ihren Zweck verfehlen, denn das während ſo vieler Jahrhunderte Verabſäumte kann unmöglich im Augenblicke der Gefahr mit einem Male nachgeholt werden.

Der Fürſt wendete ſich demnach am 1. März an den Monarchen und ſchrieb ihm folgende ernſte, gewichtige Worte:

„Drangvollere und für die nächſte Zukunft bedrohlichere Umſtände für das Königthum, und ſomit für unſer ganzes theures Vaterland, als jetzt, haben lange nicht, vielleicht nie beſtanden. Gerade in dieſem kritiſchen Zeitpunkte iſt das Vertrauen aller Klaſſen Ihrer Unterthanen in Ew. Majeſtät auf das tiefſte erſchüttert. Es iſt dieſes das wahrhaft hochverrätheriſche Werk jener Creaturen, welche noch jetzt zwiſchen Ew. Majeſtät und Ihr Volk ſich drängen; namentlich aber, daß ein Mann, der Miniſterverweſer v. Berks, welchen die öffentliche Meinung mit tiefer Verachtung beladet, weil er ſelbſt Jene verrathen hat, auf deren Schultern er emporgeſtiegen iſt, Ew. Majeſtät noch als Rathgeber zur Seite ſteht. Ew. Majeſtät ſind vollſtändig über

die Urſachen getäuſcht, durch welche jene Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen worden."

Der Fürſt und alle Bewohner Münchens hatten ganz richtig geſehen, nur die Majeſtät wollte die Wahrheit nicht erkennen und noch immer nach dem bekannten Grundſatz: „Ich bin der Staat," fortregieren.

Sogar von dem fern in Würzburg weilenden Kronprinzen, welcher ſelbſt der letzten Ständeverſammlung nicht beigewohnt und die vorletzte vor ihrem Schluſſe verlaſſen hatte, wurde auf dem Rathhauſe ein Schreiben vorgeleſen, worin das gewaltſame revolutionäre Verfahren gegen die Landsfeld gebilligt wurde. „Die Entfernung der Unruhſtifterin wäre eben auf keine andere Weiſe möglich geweſen."

Ein bezeichnender Zug war es in jenen Tagen, daß die Bewegungen gewöhnlich vorher angekündigt wurden. Stand doch das Militär zur Bevölkerung, und man hatte demnach gar nichts zu fürchten.

So las man am 2. März des Morgens an vielen Häuſern der Straße, wo Miniſter Berks wohnte: „Nieder mit Berks, dem Maitreſſen-Miniſter!"

Des Abends wurde ſeine Wohnung geſtürmt und furchtbar verwüſtet. Ein Gleiches widerfuhr den Gebäuden des Miniſteriums des Innern, der Regierung für Oberbayern, einem Theile der Reſidenz und andern königlichen Anſtalten. Während das Zerſtörungswerk vor ſich ging, zogen zahlreiche Patrouillen vorüber, die, wie es ſchien, Augen hatten und nicht ſahen, Ohren hatten und nicht hörten. Das Volk hatte zum Ueberfluſſe, um ſich vor der Reiterei zu decken, in großer Schnelle in mehreren Straßen vermittelſt umgeſtürzter Bierwagen und Fäſſer Barrikaden errichtet, die zum Theil erſt am folgenden Tage weggeräumt wurden. Berks war in der Nacht entflohen;

ſeine Flucht hatte aber die Ruhe nicht hergeſtellt. Die aufgeregte, man kann ſagen, revolutionäre Bevölkerung wogte und ſtürmte am 3. und 4. März in den Straßen auf und ab. Die Behörden, größtentheils ein Schreiberperſonal ohne hervorragenden Geiſt, ohne moraliſchen Muth und Talent, verloren die Beſinnung; die Staatsordnung des Schreibergeſindes war vollkommen anfgelöſt. Die Bürgerſchaft nahm jetzt die Zügel in die Hände; Bürger Roſipal, Reſchreiter und einige Andere ſtanden, wie bereits früher, an ihrer Spitze. Sie erwarben ſich in dieſen Tagen große Verdienſte, welche von der undankbaren Menge, wie dies zu geſchehen pflegt, ſchnell vergeſſen wurden. Die Wünſche der Stadt, die Wünſche der Bayern wurden in einer mit zahlreichen Unterſchriften verſehenen Eingabe zuſammengefaßt und unmittelbar dem König überreicht.

Eine Schrift ähnlichen Inhalts, in jugendlicherer, feurigerer Sprache abgefaßt, überreichten die Studirenden. „Allgemeine Volksbewaffnung," hieß es darin, „freie Volksverſammlungen, unbedingtes Aſſociationsrecht, Freiheit der Gedanken durch die entfeſſelte Preſſe, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren mit Anklageform und Geſchwornengericht, das ſind die mächtigen Hebel eines einigen, freien Deutſchlands zum Schutz und Schirm gegen Weſt und Oſt. Kein Kampf gegen die Republik Frankreich, ſo lange ſie unſere Grenzmarken achtet, wenn nicht, ein deutſcher Kampf, ohne Hülfe der Ruſſen."

Fürſt von Oettingen-Wallerſtein ſuchte mit gewohnter gleißneriſcher Diplomatenkunſt und Zweideutigkeit den Sturm zu beſchwören und Zeit zu gewinnen. Die Stände wurden, was Niemand verlangte, aufgelöſt; die neugewählten Vertreter des Volkes ſollten am 31. Mai zuſammenkommen, um mit ihnen „die verfaſſungsmäßigen Wünſche des Volkes in herz-

liche Berathung zu nehmen.“ Das wollte man nicht, ſo ging die Rede von allen Seiten. Was könnte nicht Alles in der jetzigen Welt-Lage bis Ende Mai geſchehen! Die jetzigen Stände reichten aus, ſie möchten alsbald einberufen, mit ihnen möchte über das Wohl Bayerns, über das Wohl des Vaterlandes getagt werden. Das tauſendzüngige Gerücht begann alsbald wiederum ſeine wunderbare Geſchäftigkeit. Selbſt dem in der Reſidenz anweſenden beſonnenen Beobachter war es unmöglich, das Wahre vom Falſchen, vom abſichtlich Erſonnenen zu ſichten. Verrath, flüſterte es von der einen Seite, lauere an allen Ecken und Enden; man ziehe Truppen aus fernen Garniſonen herbei, um die aufrühreriſchen Bürger mit Waffengewalt niederzuſchlagen. In der That hatte auch das leichte Reiterregiment in Augsburg Befehl erhalten, vermittelſt der Eiſenbahn nach München zu kommen. Eine Abtheilung lag bereits in einem benachbarten Orte. „Die Stadt iſt in Gefahr,“ erzählte man laut von der andern Seite, „die Bauern der Umgegend haben ſich in Maſſe erhoben, ſie ſtehen bereits vor den Thoren; ſie wollen die Regierung ſtürzen, wollen ſengen und brennen.“ Dieſe ſelbſt in münchener Flugblättern berichtete Sage iſt vollkommen erfunden, von bewaffnetem Landvolke war nirgendwo eine Spur zu finden. „Die unterſte Volksklaſſe,“ jammerte die dritte furchtſame Parthei, „hat ſich erhoben; ſie ſtürmt bereits das ſtädtiſche Zeughaus; ſie will blutige Rache nehmen an den Verräthern und dann über alle Beſitzenden herfallen.“ „Das verhüte Gott,“ ſchrie wie aus einem Munde die Verſammlung auf dem Rathhauſe, wo dieſe falſche Nachricht verkündet wurde, „das verhüte Gott! Wir wollen die Waffen ergreifen! Wir wollen uns an die Spitze ſtellen und gegen die Verräther ziehen, die Generalmarſch

ſchlagen laſſen; die uns umzingeln und mit Kartätſchen bedienen wollen.“

Fürſt Wrede hatte nämlich nach der Abdankung aller Miniſter auf kurze Zeit (der ganze Zwiſchenakt dauerte kaum eine Stunde) alle Verwaltungszweige in ſeiner Perſon vereinigt. Auf ſein Geheiß wurde Generalmarſch geſchlagen. Mit Kartätſchen wolle er, dieſe Worte werden ihm wenigſtens in den Mund gelegt, die aufrühreriſchen Bürger zur Ruhe bringen.

In Blitzesſchnelle leerte ſich der Rathhausſaal. Die Sturmglocken tönten dumpf und ſchauerlich, die Bürger eilten zu den Waffen, und eine bunte Menge von Studenten, Künſtlern und Arbeitern erſchien nach kurzem Zwiſchenraume in wunderlichem, grauſenhaftem und phantaſtiſchem Aufzuge. Das bürgerliche Zeughaus mußte ſein altes, aus dem Dunkel der Jahrhunderte ſtammendes Geräthe herausgeben, um die ebenfalls aus dem Dunkel der Zeiten entſtammende Willkürherrſchaft zu Grabe zu tragen. Ritterſpieße, Flammſchwerte, alte Flinten, wunderliche Säbel, Haubayonnette, Hackbeile, Keulen, Hämmer, große Schloſſerzangen und manches andere friedliche Werkzeug dienten bunt unter einander am denkwürdigen Tage des 4. März dem an 4000 Mann zählenden Münchner Landſturm als Schutz- und Trutzwaffe. Der König gab nach, der König mußte nachgeben. Prinz Karl ritt durch die Reihen und verpfändete ſein Ehrenwort, daß die Stände am 16. März zuſammengerufen werden ſollten. „Wir glauben's nicht,“ entgegnete ein unerſchrockener Bürgersſohn von München, „Ihr Bruder hat uns ſchon ſo häufig getäuſcht. Schwarz auf weiß wollen wir es haben.“ Dies wurde in der Reſidenz gemeldet, und gleich darauf kam ein Stabsoffizier mit einem Zettel: „Die Ständekammern ſollen auf den 16. März einberufen werden. (gez. Ludwig.)“ Selbſt jetzt noch — in dem

Grade herrſchte Erbitterung und Mißtrauen gegen den angeſtammten Wittelsbacher — wollte ein großer Theil der Bevölkerung die Waffen nicht niederlegen. „Das Wort Sollen iſt zweideutig, Müſſen muß es heißen; der König muß thun, was wir wollen!“ Nur wiederholte Vorſtellungen, daß man ja jeden Augenblick nochmals zu den Waffen greifen könne, das bürgerliche Zeughaus verbleibe ja in den Händen der Bürger, konnten dieſe Entſchiedenen zur Ablieferung ihrer Wehren bewegen.

„Betrogen ſind wir abermals,“ ſo hörte man die Weiterſehenden ſich äußern, „wir haben, genau genommen, gar nichts erreicht. Wahr, die Stände werden zuſammenberufen, aber welche Vorlagen werden ihnen gemacht? Die Stände haben keine Initiative. Wir müſſen König und Regierung zu dem Verſprechen zwingen, Dies und Jenes, alle unſere Wünſche in Geſetzentwürfen den Ständen vorzulegen.“ Um dieß durchzuſetzen, wurde nochmals zu dem alten Werkzeuge gegriffen: die Bevölkerung wurde nochmals durch tauſenderlei Gerüchte in Unruhe und Schrecken verſetzt. Die Bürger ſollten entwaffnet und wegen ihres verrätheriſchen Benehmens, ſo ſprach der König in der That von ſeinen Münchnern, zur Rechenſchaft gezogen werden. Eilboten, hieß es, wären nach Wien gegangen; öſterreichiſche Truppen würden in Bayern einrücken. Man wollte wiſſen, daß mehrere Stabsoffiziere eine Einladung nach Hof erhalten, wo ihnen die lockendſten Anerbietungen gemacht wurden: man ſollte ſie dazu bewegen, auf das Volk einhauen, auf das Volk ſchießen zu laſſen. Schon früh am Morgen des 6. März füllten ſich die Straßen mit zahlreichen drohenden Haufen. Die deutſchen Farben, ſchwarz-roth-gold, forderte man, ſollten aufgeſteckt werden; ſolche Fahnen müßten vom Schloſſe wehen. Nochmals wollte man den Weg der Güte

verſuchen. Brächte die Deputation keine günſtige Antwort, würden nicht alle Forderungen gewährt, ſo würde der Ruf „Zu den Waffen!“ erſchallen. Dem König müßte nur die Wahl zwiſchen unbedingter Einwilligung und Abdankung gelaſſen werden. Man hörte ſogar auch das Wort Republik ausſprechen, zum großen Theil wohl bloß von Leuten, welche die Tragweite ihrer Rede nicht verſtanden.

Kurz vor dem Augenblicke, wo der Sturm losbrechen ſollte, erſchien ein Münchener Bürgersſohn, den zufällige Umſtände in ungewöhnlicher Schnelle zum wichtigen Poſten eines Miniſterialraths emporgehoben hatten, auf dem Rathhauſe und las unter dem Jubel der verſammelten Bürgerſchaft folgende, in der Geſchichte des Königreichs Bayern epochemachende Proklamation vor:

„Ich habe Mich entſchloſſen, die Stände Meines Reiches um Mich zu verſammeln; dieſelben ſind auf den 16. d. M. in die Hauptſtadt berufen. An die Stände des Reiches werden ungeſäumt Geſetzvorlagen gelangen, unter Anderem: über die verfaſſungsmäßige Verantwortlichkeit der Miniſter; über vollſtändige Preßfreiheit; über Verbeſſerung der Stände-Wahl-Ordnung; über Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in die Rechtspflege mit Schwurgerichten; über die in der IX. Verfaſſungs-Beilage angedeutete umfaſſendere Fürſorge für die Staatsdiener und deren Relicten, dann deren Ausdehnung auf die übrigen Angeſtellten des Staats; über Verbeſſerung der Verhältniſſe der Israeliten. Ferner ordne Ich in dieſem Augenblicke die ſchleunige Abfaſſung eines Polizei-Geſetzbuches an; ebenſo befehle Ich die unverzügliche Beeidigung Meines Heeres auf die Verfaſſung und laſſe Ich von heute an die Cenſur über äußere und innere Angelegenheiten außer Anwendung treten. Ein großer Augenblick iſt in der Entwickelung der

Staaten eingetreten. Ernſt iſt die Lage Deutſchlands. Wie Ich für die deutſche Sache denke und fühle, davon zeugt Mein ganzes Leben. Deutſchlands Einheit durch wirkſame Maaßnahmen zu ſtärken, dem Mittelpunkte des vereinten Vaterlandes neue Kraft und nationale Bedeutſamkeit mit einer Vertretung der deutſchen Nation am Bunde zu ſichern und zu dem Ende die ſchleunige Reviſion der Bundesverfaſſung in Gemäßheit der gerechten Erwartungen Deutſchlands herbeizuführen, wird Mir ein theurer Gedanke, wird Ziel Meines Strebens bleiben. Bayerns König iſt ſtolz darauf, ein deutſcher Mann zu ſein."

Gegen 3 Uhr Nachmittags verkündeten nun öffentliche Anſchläge den königlichen Befehl, daß das Militär noch an demſelben Tage die Verfaſſung zu beſchwören habe; der feierliche Akt ſelbſt wurde auf 4 Uhr angeſagt. Es rückte die ganze Garniſon Münchens mit dem Generalſtabe, den Prinzen Luitpold an der Spitze, aus; Prinz Karl, der Feldmarſchall, war nicht anweſend, um den verfaſſungsmäßigen Eid zu leiſten. Auch die beiden von Freiſing anweſenden Küraſſier-Esquadronen und die ſämmtliche Gensd'armerie von München wurden beigezogen. Eine unabſehbare Menſchenmaſſe hatte ſich auf dem Maximiliansplatze, wo die Feſtlichkeit vor ſich ging, eingefunden. Ein Auditor ſprach folgende Eidesformel vor: „Ich ſchwöre Treue dem Könige, Gehorſam dem Geſetze, Beobachtung der Staatsverfaſſung, ſo wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Evangelium." Immer ein Bataillon nach dem andern leiſtete den Eid mit lauter und kräftiger Stimme, dem jedesmal eine Muſikſalve folgte. Die Näherſtehenden unter den Zuſchauern entblößten, der Heiligkeit der Sache gemäß, ihre Häupter ſo lange, als die Eidesformel dauerte. Ernſt, feierlich und ohne die mindeſte Störung ward dieſe wichtige Handlung zu Ende gebracht, worauf

der militäriſche Zug ſich durch die Stadt zurückbewegte, wo er überall mit tauſendfachem Lebehoch empfangen wurde. Alle Herzen waren an dieſem glücklichen Tage nur der Freude, nur dem Guten geöffnet. Ein Landwehrmann war auf den ſchönen Einfall gekommen, auf eine große Tafel die Worte zu ſchreiben: „Auch die Armen ſollen ſich freuen.“ Dieſe Tafel wurde, unter Bedeckung einiger Mannſchaft, ſammt einer Geldkaſſe von zwei Landwehrmännern durch die Hauptſtraßen der Stadt getragen, und der Gemeindebevollmächtigte und Bierbrauer Sedlmayr, welcher die Aufſchrift: „Für die Armen“ am Hute trug, hatte binnen einer Stunde die Summe von 988 Gulden geſammelt, welche dem Armen-Pflegſchaftsrath übermacht wurde.

Die Studenten, welche in München, wie in Wien und Berlin, ſo viel zur glücklichen Durchführung der Bewegung beigetragen hatten, erhielten auf ihr Geſuch die Erlaubniß, ſich zu einem Freicorps zu vereinigen, und Waffen aus dem Militärzeughaus. Feſte reihten ſich jetzt an Feſte, um den großen Sieg des Volkes über die Monarchie zu verherrlichen. Die Stadt war mehrere Abende beleuchtet; von den Häuſern und Paläſten flaggten Fahnen und Fähnlein in Menge. Die Kunde von dem Großen, was die Münchener Bürgerſchaft ohne blutigen Kampf in ſo wenigen Tagen errungen hatte, verſetzte das ganze Königreich in freudige Bewegung. Es liefen von verſchiedenen Städten und Orten Zuſchriften ein, worin den Bewohnern der Hauptſtadt die gebührende Anerkennung und Bewunderung gezollt wurde. Denkwürdig bleibt für alle Zeiten die Uebereinſtimmung, welche in allen dieſen Zuſchriften, in allen Gauen des Vaterlandes ſtattfand: dieſelben Bedürfniſſe hatten dieſelben Wünſche hervorgerufen. Gleichheit vor dem Geſetze, Aufhebung aller Standesvorrechte, Befreiung des Grund

und Bodens von den Feudallaſten, unbedingte Freiheit der Preſſe, Verſammlungs- und Vereinigungsrecht, Freiheit des Glaubens und der Culte, Schutz der Perſonen nnd des Eigenthums, Schwurgerichte und Volksbewaffnung gegen innere und äußere Feinde, freie Wahl der Volksvertreter und Ausdehnung ihrer Befugniſſe auf das volle Maaß der Rechte, welche von Gott und Rechtswegen einem mündigen Volke zuſtehen. Das Auftreten und die Haltung der Münchener war ohne Zweifel, was die Geſchichte rühmend anerkennen wird, von großer Rückwirkung auf Wien und Berlin, auf das ganze deutſche Vaterland. An die ſchwierigen ſocialen Fragen ſcheint das deutſche Bürgerthum, wenigſtens in Altbayern, wenig oder gar nicht gedacht zu haben. Als ſie ſich ſpäter von ſelbſt aufdrangen, wurde der ſelbſtſüchtige Spießbürger in allen Gauen des Vaterlandes von Angſt und Schrecken überfallen. Gern hätte er jetzt die Fleiſchtöpfe Aegyptens an ſeinen Sieg gegeben. Zunftzwang und Wohlleben gilt ihm mehr als Preß- und Glaubensfreiheit.

Das dämoniſche Weſen, „das Mädchen aus der Fremde mit der feuchten Glut im Gazellenauge," welches ſo lange Zeit die Hauptſtadt und das ganze Land in Bewegung geſetzt und erhalten hatte, die „mauriſche Gräfin Lola", wie ſie der Volkswitz nannte, erſchien in der Nacht vom 8. auf den 9. nochmals in München und hatte eine lange Unterredung mit ihrem königlichen Herrn und Geliebten. Der Tag, welcher die unerwartete, überraſchende Kunde brachte, erweckte neuerdings das kaum beſchwichtigte Mißtrauen. Man ſagte laut auf den Straßen und an öffentlichen Plätzen, der König habe ſich unmöglich gemacht, er müſſe abdanken. Mitten unter dieſer Aufregung erſchienen viele gegen Lola, gegen den Hof und alle Fürſten gerichtete Flugblätter in einer äußerſt kühnen, revolutionären

Sprache abgefaßt, welche allenthalben, in den Straßen und den Wirthshäuſern feilgeboten wurden.

So waren die Verhältniſſe, immer mehr ſah ſich der König im Gedränge, immer mehr von denjenigen verlaſſen, welche ſich „ſeine treueſten Freunde" nannten. Tief ergriffen über ſolchen Undank des Volkes, beſchloß der König, die ſchwere Bürde der Krone abzulegen, um wieder „Er ſelbſt" zu ſein, und in wenigen Worten verkündete er dem bayriſchen Volke, daß er nicht mehr regieren wolle. Die königliche Proklamation iſt bekannt, doch der Vollſtändigkeit der geſchichtlichen Epoche wegen, von der wir eben berichtet haben, will ich die gewichtigſten Worte derſelben hier hinſtellen. Die königliche Abdankungsurkunde lautete:

„Treu der Verfaſſung regierte Ich, dem Wohle des Volkes war Mein Leben geweiht; als wenn Ich eines Freiſtaates Beamter geweſen, ſo gewiſſenhaft ging Ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgelbern um."

Dieſe Worte des Königs ſind hart angegriffen worden, man hat ſie commentirt mit den vielen Bauten, welche der König unternommen, und mit den Geſchenken, welche er mir gemacht. Ich habe mich über dieſen Gegenſtand genügend ausgeſprochen und kann dieſes Kapitel nur mit den Worten ſchließen:

Ihr Bayern habt das Herz eures Königs verkannt, ihr wißt nicht, oder wolltet es nicht wiſſen, welche erhabene Idee für Volkes Wohl in dieſem Herzen lebte; nun wohlan, eine ſpätere unbefangene Geſchichte wird über einen König richten, der zu edel dachte, um von den gemeinen Seelen verſtanden zu werden, welche nichts verſtehen, als vor der Macht zu kriechen — oder ſie zu begeifern.

Hundertneunundſechszigſtes Kapitel.

In der Schweiz.

Genf und der Genferſee. — Die Frau v. Staël. — Joſeph Bonaparte. — Rouſſeau.

Wiederum beginnt ein neuer Abſchnitt meines Lebens. Von neuem war ich in die weite Welt hinausgeſtoßen. Abermals betrat ich ein neues Land, eine neue Stadt. Der Traum war vorüber.

Es war ein ſchöner Traum an der Seite eines Königs. Doch blieb mir nicht ſeine Liebe, ſeine Freundſchaft? Stand ich nicht, wenn auch getrennt von ihm, unter dem Schutze ſeiner königlichen Großmuth?

So will ich denn in der freien Schweiz die freie Luft ihrer Berge und Seen athmen und die Vergangenheit zu vergeſſen ſuchen.

O, welch ein herrliches Land, dieſe Schweiz, wie leicht vergißt man in ſeiner erhabenen Natur das kleinliche Menſchentreiben!

Das Dampfboot durchſchneidet die bläulichen Fluthen, und das Ufergeſtade des Waadtlandes zieht vor meinen Blicken wie ein reizendes unbewegliches Gemälde vorüber. Bei Coppet

dachte ich an die erhabene Frau, welche in ihrem Schloſſe, einem wahrhaft königlichen Wohnſitze, Leiden, die ſie nie erfahren, mit ſo wahrem Gefühle ſchilderte; welche am Morgen die erhabenſten Gedanken über Religion niederſchrieb und Abends zur Beluſtigung ihrer Gäſte Komödie ſpielte; welche den Widerſtreit der Empfindungen auf eine ſo ſchöne Weiſe zu ſchlichten wußte, indem ſie die Liebe und die Treue für das Herrlichſte im Menſchenleben erklärte. Ja, ſie war eine bewundernswerthe Frau!

Da taucht Nyon vor mir auf, da auch Prangins. Prangins! das einſame Schloß am Ufer des Sees. Die Gemächer ſtehen leer, der Garten iſt verödet. Dort auf der Terraſſe wandelte jeden Morgen ein Mann mit ſanftem und edlem Antlitze auf und nieder. Es war ein Mann, der in der Nähe geliebt, in der Ferne geachtet wurde, deſſen Aufenthalt hier übrigens nicht von Dauer war. Dieſer freundliche und gutmüthige Character, dieſer beſcheidene Einſiedler war zweimal König geweſen, König von Neapel und Madrid. Er hieß — Joſeph Bonaparte.

* * *

Ich ſteige bei Ouchy an's Land und klettere nach Lauſanne hinauf. Dort erging ſich ein Mann, der ſeinen Hals mit einem ſeidenen Tuche umwickelt hatte und ſich wie ein Leidender auf einen Stock ſtützte. Schweigend blickte er auf den See hinaus, nach dem unermeßlichen Panorama hinüber, welches der Widerſchein der Alpen am Horizonte bildet, und nach dem Mont blanc, der rieſenhaft wie eine unzerſtörbare Pyramide über ihre höchſten Häupter emporragt. Sein roſenfarbener Schein milderte die Lichtſpiegelung. Der Mann, welcher denkend dieſem erhabenen Schauſpiele zuſah, war von unanſehn-

licher Geſtalt, aber ſeine großen, ſchwarzen Augen erglänzten in überraſchendem Ausdruck. Wollt Ihr ſeinen Namen wiſſen? Er hieß — Chateaubriand.

* * *

Vevey! Du biſt's, welches der Dichter unſterblich gemacht hat. Denn Dichter iſt wohl Derjenige zu nennen, der alle Regungen der Religion, der Liebe und der Poeſie, die das menſchliche Herz bewegen, ſo tief empfunden und ſo herrlich ausgeſprochen hat. Jean Jacques Rouſſeau wird ewig groß und rein daſtehen. Der Diamant, welcher der Schlange die Zähne ausgebrochen hat, und das Glaubensbekenntniß des Emile werden ewig dauern, wie ein Geſang Homer's, wie ein Gedanke Plato's.

Das achtzehnte Jahrhundert mit ſeiner negativen und zerſetzenden Philoſophie war nur auf's Zerſtören gerichtet, ohne Achtung vor irgend etwas Beſtehendem. Ein Mann aber ging aus der Menge hervor, welcher voll Schmerz ſah, wie die Franzoſen die Vergangenheit ſchmähten und ihre Religion, ihre moraliſchen Traditionen, ihren geſellſchaftlichen Zuſtand, welche nur der Verbeſſerung bedürftig waren, der Verachtung preisgaben. Eine Revolution ſah man kommen, aber es war Niemand da, welcher zu einer unbefleckten, hochherzigen und großen Revolution ermahnte. Voltaire häufte Trümmer auf Trümmer und wankte über Schutthaufen dem Grabe zu. Die Unwiſſenheit und die blinde Wuth richteten ſpäter auf den Trümmern das Schaffot auf. Jean Jacques hatte die göttliche Miſſion des Genies beſſer begriffen. Da er alle Philoſophie der Vergangenheit zugewendet und der Zerſtörung ergeben ſah, ſo kehrte er ſich der Zukunft zu und ſtrebte darnach, aufzu-

bauen. Der Verderbtheit der Sitten ſetzte er die Empfindſamkeit der neuen Heloiſe, der leichtſinnigen Erziehung die ernſte Zucht des Emile, der Gottloſigkeit die Achtung des Evangeliums, den veralteten Ideen des ancien régime die hochherzigen Illuſionen des contrat social entgegen. Er jagte allerdings Paradoxen nach und trat oft der Wahrheit zu nahe; aber er lebte in einer Zeit, wo die Wahrheit das Laſter, Paradoxe Tugend waren.

* * *

Ich ſtieg mit meinem Reiſegefährten in einem kleinen Gaſthofe zu Vevay ab und erwartete ungeduldig den Anbruch des Tages, um Clerens und Maillerie zu beſichtigen. Beim erſten Morgenſchein trat ich an's Fenſter, um nach den Felſen von Maillerie, welche jenſeits des Sees auftauchen, hinüberzuſchauen. Aber das ganze Ufer iſt mit Felſen umſäumt.

„Kellner, zeigen ſie uns Maillerie!"

„„Madame befehlen — —.""

„Maillerie."

„„Das kenne ich nicht.""

„Das Dorf Maillerie, den Felſen jenſeits des Sees, Vevay gegenüber."

„„Dieſen Namen habe ich niemals gehört.""

„Iſt's möglich? Woher ſind Sie denn?"

„„Aus Vevay.""

„Das iſt wahrhaftig eine Merkwürdigkeit, aus Vevay und nicht Maillerie kennen!

„„Ich höre dieſen Namen zum erſten Male, es iſt ſicher ein ſehr kleiner Ort."" —

„Haben Sie denn in Ihrem Leben niemals von Jean Jacques Rouſſeau gehört?“

„„O ja, Madame, ich weiß, daß es einen Mann gegeben hat, der Rouſſeau hieß und Bücher geſchrieben hat.““

* * *

In Maillerie ſprach ich einen Greis, einen Bauer, welcher mir Folgendes erzählte:

Jean Jacques hatte den See durchſchifft und ſuchte, als er um den Felſen von Maillerie herumgekommen war, einen Felſenabſatz zu erklimmen, welcher eine freie Ausſicht über den größten Theil des Sees geſtattete. Als es ihm nicht gelingen wollte, wendete er ſich an einen kleinen Hirten, der in der Nähe die Ziegen hütete: „Kleiner, willſt Du mir dort hinaufhelfen?“ „O ja.“ „Dazu gehört aber Gewandtheit.“ „Ich will es verſuchen.“ Der Kleine erklimmte nun die Spitze des Felſens, und ſchritt bis zum äußerſten Ende desſelben vor, welches ſich gerade über den Abſatz hinabneigte. Einige Sträucher wuchſen aus dem Felſen hervor, an dieſen ließ er ſich auf den Felſenabſatz herab. Rouſſeau folgte ſeinem Beiſpiele. Als er bei ſeinem Führer angelangt war, brach er in die Worte aus: „O, mein Gott! mein Gott!“ — Weiter vernahm das Kind nichts. — Die Natur entfaltete vor Rouſſeau's Augen ihre unerſchöpfliche Pracht, nnd er vermochte nicht, ſie bewundernd anzuſtaunen, ohne zuerſt an ihren Schöpfer zu denken.

Rouſſeau zog aus ſeiner Taſche ein hörnernes Dintefaß und einige Bogen Papier hervor. „Mein Freund,“ ſagte er zum Hirtenknaben, „an dieſem Orte vergeſſe ich mich, rufe mich um 3 Uhr ab.“ Täglich wanderte nun Rouſſeau — ſo

fuhr der Greis, welcher kein anderer als dieſer kleine Hirtenknabe war, fort, nach dieſem Orte und ſchrieb immer noch um 3 Uhr. Dort entwarf Rouſſeau, begeiſtert vom Anblicke der Natur, ſeine herrlichen, unnachahmlichen Schilderungen, dort ſchrieb er die Briefe an Julie und gab der glühenden Leidenſchaft, die ſeine Seele verzehrte, Worte. Dort ſchrieb er die liebeathmenden Worte: O Julie! Du kennſt den alten Gebrauch des Leukadiſchen Felſens, dieſes letzten Zufluchtsortes ſo vieler unglücklichen Liebenden; dieſer hier iſt ihm ſehr ähnlich, der Fels iſt ſteil, das Waſſer tief, und ich bin in Verzweiflung.

Ich wollte den Felſenabſatz beſteigen, um mich daſelbſt in ſüße Träume zu wiegen. In Gedanken ſchon dort weilend, rief ich mit Saint-Preue aus: Julie, hier ſeufzte der frömmſte Liebhaber für Dich! — Eitle Hoffnung! — Die große Simplonsſtraße geht in dieſer Richtung, und der Felſen von Maillerie und alle poetiſchen Erinnerungen ſind in die Luft geſprengt. Der Greis war das einzige Ueberbleibſel dieſer Geſchichte. —

* * *

Von Genf und den Genfern giebt es genug zu ſprechen. Woher aber den Muth nehmen? In keiner anderen Stadt ſind die Menſchen ſo empfindlich. Herr Raoul-Rochette — Calvins Schatten möge es ihm verzeihen — war einmal ſo verwegen zu ſchreiben, in Genf finde man die Feinheit und Urbanität des Comtoirs. Dieſer Ausſpruch brachte eine ſo allgemeine Gährung und Erbitterung hervor, daß der gelehrte Akademiker ſich genöthigt ſah, in einem öffentlichen Blatte zu erklären, er habe die beſte Abſicht bei dieſem Ausſpruche gehabt.

* * *

Es giebt in Genf, in dieſer Republik, zwei Ariſtokratien, eine Geld- und eine Gelehrten-Ariſtokratie. Die Gelehrten verachten die Ignoranten, wie die Reichen die Armen. Die Reichen und die Gelehrten bewohnen den oberen Theil der Stadt. Der Fremde allein kann die ungeheure Kluft ermeſſen, welche beide Klaſſen der Geſellſchaft trennt. Die Einführung der Gleichheit würde eine ungeheure Verwirrung der Republik zur Folge haben, ich meine nämlich die Gleichheit der Sitten. Wiſſenſchaft, Geſetzgebung, Chemie, Botanik ſind vorzugsweiſe im oberen Theil der Stadt zu Hauſe. Dort ſind auch die bedeutendſten Comtoirs. Im unteren Theil haben ſich der Handel, die Uhrmacher, die ſchönen Künſte und der geſunde Menſchenverſtand angeſiedelt.

* * *

Wer Genf recht kennen lernen will, der muß es Sonntags todt und ſchweigſam wie Pompeji ſehen. Ein Kaufmann, der ſich einfallen ließe, Sonntags ſeinen Laden zu öffnen, würde eine Revolution herbeiführen, und wagte er dieſe Verwegenheit während der Predigt, ſo würde er ſein Leben auf's Spiel ſetzen. Die Genfer ſind nicht liebenswürdig, ihre Frauen würden es ſein, wenn ſie den Muth hätten. Zwar ſind die Männer beſchäftigt, — aber das Auge des Paſtoren hält ſtrenge Wache. Mildthätigkeit wird in Genf genug geübt, wenn man hierunter bloß Geldunterſtützung an die Armen und ſelbſt die Bemühungen zur Verbeſſerung des Strafſyſtems verſteht. Hinſichtlich der Prüderie der Sitten und der boshaften Nachreden iſt aber Genf nicht beſſer, als ein Dorf, und die Nachſicht gegen die Fehler der Nächſten iſt gänzlich unbekannt.

* * *

Das Glockenſpiel zu Genf ſpielt jeden Abend um 9 Uhr die Arie des „Clair de la Lune“. Wenn die Arie zu Ende iſt, werden die Thore unwiderruflich geſchloſſen. Ein Engländer wollte einſt nach der Zeit eingelaſſen werden, man hielt ihm den unabänderlichen Befehl der Polizei entgegen. „Ich will bezahlen.“ „Mylord, das Geſetz iſt für Jedermann, ſo iſt's Gebrauch in der Republik.“ Die Republik! murmelte der Engländer; dann fragte er mit der Hand in die Weſtentaſche greifend: „Wieviel wollt ihr für eure Republik haben?“

* * *

Lord Byron wohnte am Ufer des See's im Dorfe Cologny. Der Anblick des See's begeiſterte ihn. „Schöne See!“ ruft Child-Harold aus, „Du erinnerſt mich nicht an die unreine Welt, welche ich fliehe. Sonſt ſchwelgte ich im Wellengetöſe des zürnenden Oceans; aber die Stimme deiner Wogen iſt die einer geliebten Schweſter. Ich höre ſie; ſie wirft mir die düſteren Freuden der Vergangenheit vor.“ Als Lord Byron aus den Wellen die verfallenen Thürme des Schloſſes Chillon auftauchen ſah, da durchdrang ſeine Seele das Gefühl, wie ſchrecklich eine lange Gefangenſchaft an dieſem Orte ſein müſſe. Es war Niemand vorhanden, der ihm die Geſchichte Bonnivard's hätte erzählen können. Da bevölkerte der Dichter dieſen Ort mit den Gebilden ſeiner Phantaſie. Wer könnte aber wohl die Leiden des Gefangenen von Chillon mit trockenen Augen leſen?

* * *

Lord Byron brachte, wie alle Fremden, Empfehlungsbriefe mit nach Genf. Er beſuchte die Ariſtokratie der Stadt, d. h. die Kaufleute und Gelehrten. Mehrere Profeſſoren der Aka-

demie nahmen ihn natürlich ſehr zuvorkommend auf, und der Dichter lud ſie zu ſich nach Cologny ein. Als der Tag da war, machte ſich die Geſellſchaft auf den Weg. In des Dichters Behauſung wird ihnen geſagt, derſelbe ſei ausgegangen. „Vermuthlich kömmt er bald wieder?" „Nein, meine Herren, Mylord hat den See Wellen ſchlagen ſehen; er liebt den Sturm und hat dem Schiffer befohlen, ihn nach dem Schloſſe Chillon zu fahren." — „Wiſſen Sie das beſtimmt?" — „Ganz beſtimmt." — „Und er hat keinen Befehl hinterlaſſen?" — „Keinen! Er hat geſagt, daß er zum Mittageſſen nicht zurückkehren würde." — An jedem anderen Orte wäre dieſer Vorfall unangenehm geweſen; in Genf wurde die Myſtification durch die Würde der Perſonen, denen ſo übel mitgeſpielt war, noch beluſtigender. Die Herren Profeſſoren kehrten hungrig nach der Stadt zurück; aus Furcht vor den Sarkasmen beſchloſſen ſie aber, die Sache geheim zu halten.

* * *

Wenn man nach einer Situation, wie die meinige in München war, wenn man nach einem ſo wechſelvollen Schickſale ſich ſo plötzlich an den Genferſee verſetzt ſieht, dann muß man unwillkührlich mit Child-Harold rufen: Du erinnerſt mich nicht an die unreine Welt, welche ich fliehe. Wirft man dann aber einen Blick auf Genf's Wetterdächer, dann wird man wieder inmitten des wogenden Lebens geſchleudert, dann treten plötzlich wieder alle Kämpfe des Menſchendaſeins mit ſeinen Thorheiten, ſeinen Nichtigkeiten, ſeinen Jämmerlichkeiten, ſeinem Wahne vor unſere Seele.

Genf, dieſe kleine Stadt von vielleicht nur 40000 Einwohnern, fehlt es ſeiner Geſchichte an irgend einem Gräuel,

an irgend einer Schande, welche die Geſchichte der größten Staaten des Despotismus beflecken? —

Calvin! Rouſſeau! Voltaire! Welche drei Geiſter ſchweben über dieſer Stadt, deren hügeliger Boden blutgetränkt iſt, deren Geſchichte trotz der großen Intelligenz, welche hier geboren wurde, ſo unheimlich düſter und traurig iſt, als hätte niemals ein beſſerer Genius in ihren Mauern geweilt.

Hundertneunundſechszigſtes Kapitel.

Die Geſchichte einer Republik.

Der Cultus der Bank. — Necker. — Ein Eſel bringt den Genfern die Freiheit.

Was das alte Genf an Reformatoren von Frankreich erhalten, hat ihm das neue an Revolutionären und Doktrinären zurückgegeben. —

Genf iſt nicht Norden und noch nicht Süden, noch nicht ganz Frankreich und auch nicht Italien, weder eine große noch eine kleine Stadt, weder Hauptſtadt noch Provinz, weder Fiſch noch Fleiſch, weder Univerſität noch Kapelle, ſondern ein merkwürdiges Mittelding mit großer Arroganz ſeiner adeligen Bürger und ſeiner räſonnirenden Gelehrten.

Wenn es jemals eine Geſellſchaft verdient hat von der Volksfluth erſäuft zu werden, ſo iſt es dieſes Bürgerthum, das ſich den andern Klaſſen gegenüber mit großen Prinzipien der Freiheit brüſtet. Dieſes Bürgerthum griff den Adel an aus Groll darüber, daß es nicht auf dem Fuße der Gleichheit mit ihm ſtand, und es untergrub rechts und links die ſonſtige große Europäiſche Geſellſchaft, um ſeiner Eitelkeit zu genügen.

Genf war der Heerd, auf welchem alle jene kleinen Pfeile geſchmiedet wurden, welche nicht mit einem Male zu Tode werfen, ſondern durch ein unaufhörliches böſes Kitzeln reizen, erbittern und desorganiſiren.

Die Bürgerſchaft, wie man ſie in Frankreich verſteht und wie man ſie in andern Ländern zu fühlen anfängt, hatte in Genf ihren erſten Tempel und ihre erſten Apoſtel.

Der Cultus der Bank ſteht dem Cultus Calvins gleich, und das Geldverdienen liegt unmittelbar neben der Bibel. Der Gott des Discontirens ging von hier nach Frankreich, um die Könige und Völker zu beherrſchen.

Genf und Necker ſtehen in meinen Gedanken immer beiſammen, Necker, der nicht nur den Funken in die brennbaren Stoffe warf, ſondern dieſelben auch noch ſo viel als möglich vermehrte. Er, ein reines Erzeugniß des Genfer Geiſtes, war der vollſtändigſte Ausdruck der Phraſenmacherei und der politiſchen Ohnmacht. Aus Sorgloſigkeit wie aus Bürgerglaube bahnte er den Weg, den der königliche Märtyrer von den Tuilerien nach dem Schaffotte zurücklegen ſollte. Er entzündete den entſetzlichſten Brand, um das Vergnügen zu haben, ſich geltend zu machen, und gedachte ihn in bürgerlicher, Genfer Weiſe, durch langweilige Redensarten wieder löſchen zu können. —

Die Minerva Genfs iſt die Frau von Staël. Sie wird hier faſt vergöttert. Sie war, aller perſönlichen Liebenswürdigkeit ungeachtet, die Hand, welche, ſicher ohne einmal zu ahnen, die erſten Holzſtücke zu dem Schaffotte der Marie Antoinette herbei trug, jener ſchönen Blüthe eines fleckenloſen Geſchlechtes, eines Opfers, das als der reinſte Ausdruck des ritterlichen und adeligen Sinnes ausgewählt wurde und bluten mußte. Es gab damals immer eine Frau, welche die Leidenſchaften des

Augenblicks in ſich vereinigte. Nach Marie Antoinette kam Frau von Staël für das doktrinäre Bürgerthum, Madame Roland für das republikaniſche Bürgerthum und die Strickerinnen endlich für den ſchrecklichen „Berg“.

Frau von Staël ſuchte das Canapé auf den Trümmern des Thrones und den Großvaterſtuhl ſtatt des Seſſels der Herzoginnen aufzuſtellen, auf dem ſie ſich allerdings gern ſelbſt niedergeſetzt hätte.

Auf den Genfer Thalern ſteht: **Post tenebras lux.** So iſt es ſeit Calvin. — Jeder Genfer hält ſich für einen Strahl oder gar für das ganze Licht. Man erkennt ihn überall, wo man ihm begegnet, an dem anmaßenden Weſen, das er beſitzt. Die Genfer ſchreiten ſtolz einher wie Pfauen. Sie ſind geboren und vorherbeſtimmt, um weiße, große, geſteifte Kravatten und das rothe Band im Knopfloch zu tragen.

In keiner Stadt Frankreichs, ja in keiner preußiſchen und ruſſiſchen Stadt wird man ſo viele mit Orden geſchmückte Männer finden, als in dieſer ſtolzen Republik. Paris lag ja aber auch ſo nahe, und die Vorzimmer der Miniſter und einflußreiche Herren ſind ſo geräumig! —

Dagegen wird man aber auch ſelten in einer andern Stadt auf den Promenaden, Straßen und Plätzen Leute ſehen, welche ſo viele äußere Zeichen des Wohlſtandes und der Reinlichkeit an ſich tragen. Alle ſehen ſelbſt am Sonnabend wie Krämer im Sonntagsſtaate aus, und die Damen, die eleganten und nicht eleganten, ſcheinen alle achtbare Genferinnen zu ſein, woran aber, wie geſagt, die Paſtoren ihren guten Antheil haben mögen! —

Der kriegeriſche Löwe fand ſich auch hier, wie anderwärts, und das hat ſeine Urſachen. Die ganze reſpectvolle Bürgerſchaft ſpielt nämlich Soldaten. Aber man bemerkt

hier nicht die kräftige Breitſchultrigkeit der anderen Cantone: es iſt vielmehr die Pariſer Nationalgarde mit dem Voltigeurbauche und dem ſchönſten Sonntagsputze. Ein zahlreicher Stab galoppirte umher und zog den Degen bald aus der Scheide, bald ſteckte er ihn wieder ein; kurz, es gab einen Ueberfluß von wichtigen Perſonen bei der Muſterung von drei Bataillonen friedlicher Bürger.

Wenn die Manöver, welche ich zufällig anſah, außerordentlich kriegeriſch waren, ſo wurde die Rückkehr der Bürgerkohorte gar ein kriegeriſcher Triumphzug. Faſt die ganze Einwohnerſchaft, die, welche die erſten Etagen bewohnt, und die, welche aus dem Dachſtübchen herabgeſtiegen war, wanderte in Maſſe aus der Stadt hinaus, die Wälle, die Wege, die Hecken waren mit Menſchen bedeckt und überfüllt, und es gab Begrüßungen, Lächeln, Glückwünſche und ſogar Bravo's, als wenn die tapfern Truppen einen neuen Angriff der Savoyer zurückgeſchlagen hätten. Und die Legionen zogen ſtolz und aufgeblaſen zwiſchen dieſen Menſchenreihen hindurch.

Um ein drohendes Ausſehen zu erhalten, umgiebt ſich Genf mit einem Gürtel von Wällen, Bruſtwehren, Glacis und anderen Außenwerken einer Feſtung, — ungefähr wie Jemand ſich in ein weißes Tuch hüllt, um Weiber und Kinder zu erſchrecken. Wenn der Fall eintreten ſollte, würden die Franzoſen alles das mit einem Fußtritte dem Boden gleich machen und über die dicken Wanſte der Vertheidiger hinwegſchreiten.

Man rühmt übrigens, daß die Genfer Muth und republikaniſchen Eifer beſitzen. Nichts fürchten ſie mehr, ſo heißt es weiter, als die Eroberungsluſt der Franzoſen, und nichts jagt ihnen größeren Schrecken ein, als der Gedanke, von dieſen unbequemen Nachbaren einmal wieder in die Taſche geſteckt und als Departement des ruhmreichen Frankreichs der großen

Nation als ein kleines Geſchenk überreicht zu werden. So offenbarte ſich der Unabhängigkeitsſinn der Genfer namentlich bei der Gelegenheit, als Frankreich wegen des Aufenthalts des Prinzen Louis Napoleon in der Schweiz ein Heer an der Schweizer Grenze ſammelte, ein Heer, welches ſo eben dieſem Louis Napoleon geholfen hat, einen Staatsſtreich auszuführen. Damals eilten in der That alle Genfer mit Schaufeln und Hacken auf die Wälle, um an deren Verſtärkung zu arbeiten. Aller Zwiſt war vergeſſen, die Begeiſterung ergriff alle Klaſſen, ſelbſt die Damen legten mit Hand an's Werk, und die Franzoſen, wären ſie wirklich gekommen, hätten vielleicht einen ſtärkeren Widerſtand, als ſie hoffien, zu überwinden gehabt.

Trotzdem beklagen ſich die anderen Schweizer, daß Genf ſeit langer Zeit ſchon keiner ſchweizeriſchen, ſondern einer franzöſiſchen Politik huldige, und daß es ſich bei den letzten Unruhen den liberalen Cantonen nicht angeſchloſſen habe.

Wenn gegen nichts, ſo möchte ich gegen dieſe Vorwürfe die guten Genfer in Schutz nehmen.

Aber auch die Geſchichte dieſes Cantons nimmt Genf gegen dieſe Vorwürfe in Schutz; denn wenn ſie ſolche auch nicht als grundlos darſtellt, ſo entſchuldigt ſie ſolche wenigſtens.

Die Geſchichte dieſes Freiſtaates iſt zu merkwürdig, um nicht einen Augenblick bei ihr zu verweilen.

Seit dem 4. Jahrhundert war Genf ein Biſchofsſitz. Die Biſchöfe von Genf waren, wie alle Biſchöfe und geiſtlichen Herren damals, kleine Päpſte, welche ſämmtliche Hoheitsrechte ſouveräner Fürſten an ſich zu bringen wußten und ausübten. Daher waren in der Zeit, da ſich das Patriziat, d. h. im modernen Sinne der Bürger-Adel, zu bilden begann, alſo im 13. Jahrhundert, beſtändige Fehden zwiſchen den Biſchöfen, den Grafen von Genf und den Bürgern. Aus dieſen Zwiſtigkeiten

brachten die Bürger manche Rechte heim, die ſie ſich nicht leicht wieder nehmen ließen. Dennoch aber vermochten ſie nichts gegen die mächtigen Herren, welche das kleine Land umgaben; und die Grafen von Savoyen, welche die gräflichen Rechte über Genf dem letzten Grafen von Genf abgekauft hatten, zögerten nicht, dieſe geltend zu machen, um ihre ehrgeizigen Abſichten durchzuſetzen. Das Haus Savoyen machte nun den Schiedsrichter zwiſchen dem Biſchofe und den Grafen von Genf und ſetzte Mitglieder der gräflichen Familie zu Biſchöfen ein. Die Bürger aber gewannen bei dieſer Maßregel nichts, als daß ſie jetzt vom Biſchof und Grafen gemeinſam bedrängt wurden und ſich nun durch Bündniſſe mit Bern und Freiburg zu retten ſuchten.

Dieſes Bündniſſes ungeachtet ſteigerte ſich der Druck und der Unwillen immer mehr, bis ſich endlich ein Eſelsſchwanz in's Mittel legte und der Urheber der Genfer Freiheit wurde.

Die Sache verhielt ſich alſo.

Ein Paar junge, übermüthige, vielleicht berauſchte Bürger ſchnitten einem Eſel *), welcher dem Großrichter Groſſi gehörte, den Schwanz ab und führten ihn ſo durch die Straßen, indem ſie ausriefen: Wer kauft das beſte Stück von dem gro-

*) Seitdem dieſe Geſchichte mit dem Eſelsſchwanze vorgefallen iſt, und die Genfer ihm die Freiheit zu verdanken haben, ſcheinen ſie mit dieſem Thiere eben ſolche Abgötterei zu treiben, wie die Aegypter mit ihrem göttlichen Ochſen, dem Apis. Es ſcheint jedenfalls ſehr bevorzugt zu ſein. Man ſieht in Genf eine Unzahl von Eſeln, die Landbewohner führen täglich ihre Vorräthe mit einem Eſelsgeſpann nach der Stadt, und es währt lange, ehe man ſich an das unharmoniſche Eſelsgeſchrei gewöhnt hat, welches in allen Straßen Genfs unſere Ohren auf eine ſehr unangenehme Weiſe beläſtigt.

ßen Esel? — Dieses bezog der Großrichter auf sich. Nun wurden die Urheber gestraft und verbannt, es entstand ein Krieg, Bern und Freiburg leisteten Hülfe, und die Sache endete mit der Niederlage Savoyens und der Flucht des Bischofs.

Seit dieser Zeit ist Genf frei.

Die Reformationskämpfe hatten natürlich auf diese politischen Zwistigkeiten einen bedeutenden Einfluß. In Genf, im ganzen Waadtlande hing das Volk der neuen Lehre an, welche der Herzog von Savoyen und der Bischof auf's Grausamste verfolgten, aus diesen hieraus entstehenden Kriegen Savoyens mit Bern, Freiburg und Wallis, ging Genf als selbstständiger Freistaat hervor.

Aber es erging diesem Freistaate wie allen andern Schweizerischen Republiken. Eine herrschsüchtige Aristokratie nahm die Stelle der Bischöfe, Grafen und Herzöge ein, welche sich, um sich zu behaupten und da sie den Haß des Volkes auf sich gezogen hatte, mit der Aristokratie von Bern und Zürich verbinden mußte.

Dies geschah im Jahre 1707; ein fürchterliches Blutbad, in welchem die Anführer des Volkes niedergemetzelt und hingerichtet wurden, war die Folge dieser Auflehnung gegen die herrschenden Familien.

Die Bürger lagen in dieser Republik mit den sie regierenden Familien eben so in Streit, wie anderswo die Völker mit den Monarchen, die verschiedenen Republiken mußten sich mehremals gegenseitig zur Behauptung der herrschenden Familien unterstützen, aber Anno 1782 wurde die Regierung in Genf vom Volke auseinander gesprengt; doch führten sie Frankreich, Savoyen und Bern wieder zurück, und ein fürchterliches Strafgericht erging über die Volkspartei. Fast alle Rechte der Bürgerschaft wurden aufgehoben, harte Verfol-

gung traf jeden, welcher bei den Unruhen betheiligt war, und die Genfer Rathsherren, welche ſchon früher Rouſſeau's Schriften durch Henkershand hatten verbrennen laſſen, unterdrückten jetzt alle Bücher und Zeitungen, welche die Zuſtände der Republik beſprachen, und hielten durch eine ſtarke Garniſon die Bürgerſchaft nieder.

Die franzöſiſche Revolution machte dieſen Zuſtänden ein Ende, auch hier ſtürzte das politiſche Gebäude ſo vieler Jahrhunderte, welches gleichwohl nur durch Gewalt aufrecht erhalten worden war, morſch zuſammen. Das Volk fiel über die herrſchende Partei her, und alle Furien der Rache für Jahrhunderte langen Druck wurden losgelaſſen. Ganze zwei Jahre hindurch regierte ein Revolutions-Tribunal in Genf, bis endlich 1796 die Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder hergeſtellt wurde. Die Rechte der Bürger wurden in einer Verfaſſung feſtgeſtellt, vollkommene Gleichheit eingeführt, die Republik erholte ſich allmählig wieder, wurde aber 1798 dem franzöſiſchen Reiche einverleibt, von welchem ſie erſt 1814 wieder losgetrennt wurde.

Genf wurde ein Schweizerkanton, und ſeine Verfaſſung erhielt wieder ein ariſtokratiſches Uebergewicht, bis abermals von Frankreich aus der Impuls zu einer neuen Ungeſtaltung der Dinge gegeben wurde, welche indeſſen das Heft der Regierung auch nur in den Händen der Geldariſtokratie ließ. 1841 änderte ſich dieſes in etwas, es wurde eine Conſtitution entworfen, welche die Souveränetät des Volkes proclamirte und den Genfern von ihrem 21. Jahre an, mit Ausnahme der Beſcholtenen, Falliten und Almoſenempfänger, die Wahlrechte zuſicherte. Daneben wurden alle übrigen ſtaatsbürgerlichen Freiheiten: Preßfreiheit, Aſſociationsrecht, Geſchwornengerichte, Lehr- und Lernfreiheit eingeführt, und bei Allem

dieſem — blieb die Regierung vor wie nach in den Händen der Geldariſtokratie.

Konnte dieſes anders ſein?

Wird es je anders ſein?

Wird nicht in Genf wie überall das Proleteriat von den Beſitzenden abhängig bleiben?

Iſt die Gleichheit vor dem Geſetze mehr als eine Phraſe? Wird ſie ohne die Gleichheit des Beſitzes für das Volk von irgend einem beſonderen praktiſchen Werthe ſein? —

Und iſt die Gleichheit des Beſitzes nicht für alle Zeiten ein Ding der Unmöglichkeit?

Giebt eine ſechstauſendjährige Geſchichte nicht Zeugniß dafür?

Helft euch aus dieſem Dilemma heraus, ihr ſtaats- und ſuperklugen Volksvertheidiger, denen keine Regierung recht iſt, keine Regierung volksthümlich genug ſcheint, und die dennoch ſich eingeſtehen müſſen, daß ihre Idee unausführbar und gegen alle bisherige Erfahrung ſei. —

Hoffentlich werdet ihr nicht glauben, daß es die Pflicht eines Weibes ſei, euch aus dieſem Dilemma herauszuführen.

Aber es wäre recht gut, ihr Volksmenſchen, wenn ihr alle nach den geſegneten Ländern der Freiheit, nach Amerika und der Schweiz auswandertet, ich glaube, ihr würdet noch einmal ſo klug wieder heimkehren.

Warum verbieten die Regierungen ihren Unterthanen, die Schweiz zu beſuchen?

Warum wird dieſes Land als ein Sammelplatz der revolutionären Propaganda verſchrieen, warum wird es mit ſcheelen Augen angeſehen? —

Wäre ich Regent eines unruhigen Volkes, ich würde wo möglich alle unruhigen Köpfe auf ein oder ein paar Jahre

nach der Schweiz verbannen, und ich bin gewiß, daß ſie die beſten Unterthanen ſein werden, wenn ſie zurückkehren.

Es giebt keinen politiſchen Flüchtling in der Schweiz, welcher nicht mit völlig verkehrten Begriffen von Schweizer-Freiheit hierher gekommen wäre, und nur zu bald, völlig enttäuſcht, die republikaniſche Freiheit eines Landes zu rühmen aufhören wird, welches bisher ſein Ideal geweſen.

Selbſt die eherne Statue Rouſſeau's wird den Freiheitsſchwärmern nicht gefährlich. Wie hätte es ſonſt die Regierung auch über ſich vermocht, ihm ein ſolches Denkmal zu ſetzen? — Wenn das Volk von Genf ſeine Regenten beunruhigen will, dann zieht es bei dieſem Denkmal vorüber, um den Verfaſſer „des bürgerlichen Vertrags" und den Mann zu begrüſſen, der von chimäriſcher Freiheit träumte.

Aber das iſt ja eine ganz unſchädliche Demonſtration.

Der Friedhof hat mich einigermaßen mit den Genfern, dieſen trocknen Geldmenſchen und kalten Rechnungsmaſchinen verſöhnt, überall ſind Ruhebänke neben den Gräbern angebracht. Die Lieben kommen alſo bisweilen dahin, um dieſen geweihten Ort zu betrachten. Der Tod hat nicht alle Banden zerriſſen, und der traurige Cultus der Andacht und der Erinnerungen unterhält die Verbindung mit denen, die man verloren hat. Das iſt rührend. Das Herz führt an das Grab und hält da feſt, und in dieſe Huldigung des Schmerzes miſcht ſich nichts Weltliches.

Ich traf bei dieſen Gräbern einen polniſchen Grafen, den Herrn A. v. G . . . . i. Er hatte Deutſchland und Frankreich bereiſt und gedachte ſich längere Zeit in der Schweiz aufzuhalten, um auch dieſes Land zu ſtudiren.

Wir vertieften uns in ein Geſpräch, und zu meiner Ver-

wunderung bemerkte ich, daß dieſer polniſche Graf die politiſche Lage anders beurtheilte, als ſie die Polen gewöhnlich zu beurtheilen pflegen.

Dieſer Graf lobte Alles, was ſeine Landsleute gewöhnlich zu tadeln pflegen, und ſelbſt mit den Jeſuiten ſchien er auf ſehr gutem Fuße zu ſtehen

Ich wurde ein wenig heftig, als er von den Jeſuiten ſprach, ich hatte Urſache genug, kein gutes Haar an ihnen zu laſſen, aber der Graf blieb bei dem Allem ſehr gelaſſen und ſagte mir:

Bereiſen Sie die ganze Schweiz und gehen Sie dann nach Freiburg, wo die Jeſuiten ihren Sitz haben, vielleicht kommen Sie dann auf andere Gedanken.

Meine Meinung über die Jeſuiten ſteht bei mir feſt.

Sie werden ſie ändern.

Es müßte ein Wunder geſchehen.

Sie müßten nur unbefangen beobachten.

Ich beſitze kein Vorurtheil gegen irgend Jemand, meinen Anſichten liegen Erfahrungen zu Grunde.

Sie werden dort andere Erfahrungen machen.

Nun, laſſen Sie hören, welche Erfahrungen haben Sie in Freiburg über die Jeſuiten gemacht?

Das iſt etwas, was ſich nicht in aller Kürze mittheilen läßt.

Nun, ſo wählen Sie längere Zeit, ich rechne auf das Vergnügen, Sie recht bald bei mir zu ſehen.

Der Graf gab mir das Verſprechen und ſchon am andern Tage erhielt ich ſeinen Beſuch.

Ich habe ſo viel Böſes von den Jeſuiten geſprochen, und ich hatte Recht.

Auch jetzt noch habe ich keine andere Meinung von dieſem

Orden bekommen, welcher ſich mit ſo vielem Fluche belaſtet hat.

Aber ich will das wiederholen, was mir der Graf geſagt hat, und welches gerade jetzt wieder ſo große Bedeutung gewonnen hat, da die Regierungen zum großen Theil jetzt ähnlichen Prinzipien zu huldigen ſcheinen.

Hundertundſiebenzigſtes Kapitel.

Die Jeſuiten.

Durch die Intelligenz zweier Jahrhunderte ſind die Jeſuiten, dieſe entſetzlichen Geſpenſter, bekämpft worden. Wie die ganze Generation, welcher ich angehöre, hatte ich mehr oder minder alle Anklagen gegen die Jeſuiten und den Jeſuitismus geleſen. Es iſt nicht allzu lange her, daß ich auf meiner Reiſe durch Deutſchland überall von dem „ewigen Juden" verfolgt wurde, den ich auf jedem Tiſche, in jedem Journale, im Schaufenſter jedes Buchhändlers, in den Hütten wie in den Paläſten fand. Auch in Freiburg begegnete er mir, obwohl, aus Furcht vor dem Roſenkranze der Jeſuiten, nur im Geheimen.

Ich war hier an der Quelle, ich wollte einmal von Angeſicht zu Angeſicht den Orden kennen lernen, welchen der unverſöhnliche Haß ſeiner Feinde ſchon zu etwas Großem macht. Oftmals zu Boden geworfen von denen, für welche ſie in die Schranken traten, für die ſie ſo tapfer gekämpft hatten, verlaſſen, verhöhnt, niedergedrückt und verfolgt, ſind die Jeſuiten dennoch niemals vernichtet worden. Denn nie gaben ſie die

Hoffnung auf, niemals verleugneten ſie ihre Grundſätze; im Kampfe ſtolz und ergeben, warfen ſie, ſo lange ihnen nur noch ein Lebensfunke übrig blieb, den Fehdehandſchuh hin, ſchleuderten den Bannſtrahl demjenigen entgegen, was ſie mit Recht oder Unrecht für den Geiſt des Böſen, was ſie für eine gefährliche Tendenz oder eine böſe Leidenſchaft der Zeit hielten.

Dieſer Muth im Ausharren und Leiden, dieſe unzerſtörbare Zähigkeit erregte Entſetzen.

Königthum und Adel, Papſtthum und Geiſtlichkeit, Alle haben vor den ſogenannten modernen oder emancipirenden Ideen, welche unſere Zeit zerſetzen und völlig umformen, das Haupt geneigt, ſich gebeugt und ergeben. Aber alle haben es nur mit Widerſtreben, mit inneren Verwünſchungen gethan. Die Jeſuiten, dieſe muthigen Dulder nur allein, haben ſich offen dem reißenden Strome entgegen geworfen, welcher die Vergangenheit überbrauſt, und alles Ueberlieferte vernichtet und mit ſich in den Abgrund reißt.

Und bei dem Anblicke einer ſo unbeugſamen Organiſation ſollte man nicht ergriffen werden! — Wenn der Roſt alle Stäbe zerfreſſen hat, auf welche ſie ſich ſtützen, wenn ſie einen Wagen ziehen, deſſen Räder abfallen und in Stücke brechen, dann bleibt ihnen wahrlich wenig Hoffnung zum Siegen: aber einen Muth, welcher dennoch bis zum letzten Athemzuge ausharrt, muß man bewundern, wenn man auch kein Freund der Jeſuiten iſt; ohne ihnen den Sieg zu wünſchen, kann man es dennoch wohl unterlaſſen, ſie mit Koth zu werfen. —

Die Jeſuiten vertheidigen die Vergangenheit, welcher ſie angehören; wiſſen ſie, ob ſie eine Zukunft haben werden? —

Ich glaube nicht, aber zwingen uns nicht alle großen, gewaltigen Erſcheinungen, und wären ſie auch noch ſo entgegengeſetzt, die Sieger und die Beſiegten, Cäſar und Cincinnatus,

Huß auf dem Scheiterhaufen und der Papſt unter der dreifachen Krone Bewunderung auf?

Die Jeſuiten wirken auf die geiſtige und weltliche Herrſchaft der Kirche. Dieſer Kampf iſt ein alter, welcher mit dem erſten Lichtſcheine begann, der das Mittelalter durchzuckte. Die zum Selbſtbewußtſein und zur Kraft gelangte bürgerliche Geſellſchaft war immer beſtrebt, den Einfluß der Kirche zu ſchwächen und ſich ihrer Ueberwachung zu entziehen. Entweder die Kirche oder der Staat muß die Oberhand behalten. Kann die Kirche unabhängig und neben der bürgerlich conſtituirten Macht eines Landes gehen, und iſt nicht das Streben nach Herrſchaft allen denen natürlich, die ſich ſtark fühlen und an einer organiſirenden Idee feſthalten?

Die Frage wird auf dem Punkte, auf welchem ſie jetzt ſteht, immer verwickelter. Die Kirche vermag die Geſellſchaft und den Staat nicht mehr zu beherrſchen, dieſer muß vielmehr jetzt die ſtarke Stütze des Cultus ſein.

Nachdem das Papſtthum das Herz der Völker in jenen Felſen umgewandelt hat, auf welchem der Heiland ſein Reich gründete, wird es niemals jene Einheit wieder erlangen, die in ſeinen eigenen Händen auseinander geriſſen wurde.

Das Papſtthum hat die Menſchheit erzogen. Für alle Zeiten ſind durch ſeine Jahrhunderte lange Arbeit Religion und Cultus unzerſtörbar geworden. Jede Gewalt, jede Regierung, jede Geſellſchaft trägt das Gefühl in ſich, nur in der Religion die Kraft zu finden, die Licht und Leben giebt.

Wer wirft ſich vor der Vergangenheit dieſer päpſtlichen Gewalt nicht nieder und wer kann verkennen, wie viel Poeſie und Wahrheit ſie in die Welt brachte? Aber das geheimnißvolle Band, das die Völker an ſie knüpfte, iſt zerriſſen und verſchwindet je mehr und mehr.

Die Einheit und die Stärke ſind die Urbedingungen der Geſellſchaft, die eine kann ohne die andere nicht beſtehen. Die Menſchheit unterwirft ſich ihnen und ſucht ſie auf. Sie empfindet vielleicht jetzt ſchmerzlich, was ſie verlor, als Saiten zerriſſen, die ſie ſonſt gebunden hielten, und die unter dem geiſtlichen Einfluſſe ſo wohllautend tönten. Der ohrzerreißende Klang des Augenblickes der Trennung iſt noch nicht verklungen. Wird aber die Weltgeſchichte jemals rückwärts gehen?

Die alleinige Bürgſchaft der Kirche liegt in ihrer Oberherrſchafft. Da iſt die ſtärkſte Einheit, da iſt der Schild gegen die ſo zerſetzenden Tendenzen der freien Forſchung. Aber wer in unſern Tagen iſt nicht mehr oder minder davon angeſteckt?

Die Kirche des Orients hat ihr Heil vielleicht in der Vereinigung mit der Macht und in der Unterſtützung derſelben gefunden. Sie wird aus ihrer langen Ruhe heraustreten, die Taufe in jene unermeßlichen Fernen Aſiens tragen, wohin ihr die Macht ſicherlich den Weg bahnt, und ihrerſeits die Wohlthaten eines geordneten Staates verbreiten.

Wie die Kirche des Abendlandes, ſo geht die Kirche des Orients einzig und allein aus dem Glauben und aus der Autorität der Tradition hervor; der Zweifel der Confeſſion hat an ihr noch nicht genagt.

Nach den großen Mühen und den Jahrhunderten der Gregore und Bonifaze wird die Weltaufgabe und die Exiſtenz des Papſtthums in Zweifel gezogen. Es iſt wahr, wenn man es auch beklagen muß.

Das Papſtthum, dieſe rieſige Inſtitution der Zeit, ſcheint ſchon der Geſchichte anzugehören und beſtimmt zu ſein, in den kommenden Jahrhunderten der Einwirkung des ewigen Geſetzes zu unterliegen, dem Alles, was beſteht, anheimfällt.

Seine letzten Stützen ſind die Jeſuiten, ſie ſind ſeine letzten Ritter, ſeine Märtyrer. Wenn ſie unterliegen und zu Grunde gehen, wird zwar dennoch die Religion alle Erſchütterungen der Zeit überdauern, aber um das Papſtthum iſt es geſchehen.

In Allem, was die Jeſuiten begründen, unternehmen oder leiten, erkennt man eine Ordnung, eine Harmonie und eine Vollendung, die man ſonſt wo vergeblich ſuchen würde. Die Anſtalt in Freiburg iſt ein bewundernswerthes Beiſpiel davon.

Sämmtliche Einrichtungen der Anlage, der Vertheilung und Benutzung der kleinſten Theile des Gebäudes laſſen einen tiefen Gedanken erkennen, der Raum und Zeit mit dem Alter, den Arbeitsſtunden, den Graden des Unterrichts, der Bildungsfähigkeit und den Erholungen der Zöglinge in Einklang bringt.

Das Kind, der Jüngling, der hier ſeine Studien vollendet, für ihn iſt Alles in bewunderungswürdiger Weiſe beachtet und durchdacht. Alles erhält den wohlüberdachten Antrieb, ohne daß der Funke, von welchem er ausgeht, ein peinliches Gefühl, einen Stoß, eine Erſchütterung verurſacht.

Ein Staat, welcher es ſein mag, Monarchie oder Republik, der die Oberhand über den Unterricht, über die Erziehung des Volkes erhalten will, um ganze Generationen unter dem Einfluſſe eines und deſſelben Gedankens groß werden zu laſſen, wird, wenn er nicht bloß den Unterricht beaufſichtigen, ſondern die Erziehung vollenden will, niemals nützlichere Werkzeuge und gewiſſenhaftere Vollſtrecker ſeines Willens finden, als es die Jeſuiten ſein könnten, wenn ihre Exiſtenz ohne das Papſtthum möglich wäre.

Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Geſellſchaft die Bedingungen einer inneren nothwendigen Entwickelung er-

füllen kann, ohne aus den von der Zeit geweihten Formen und Geleiſen herauszukommen, in dem Glauben, daß Alles ſeinen Platz in der alten und ſonſt mächtigen kirchlichen und bürgerlichen Rangordnung erhalten könne, welche während ſo vieler Jahrhunderte unter verſchiedenen Benennungen die ſtaatlichen Intereſſen ordnete und leitete, ſind die Jeſuiten in dieſer Hinſicht aufopfernde und ergebene Erhalter, und zwar ohne alle Heuchelei. Ihren Zöglingen flößen ſie dieſelben Anſichten und Ueberzeugungen ein.

Die Art, in welcher die Jeſuiten auf ihre Zöglinge Eindruck machen und dieſelben leiten, die Kunſt, mit welcher ſie den Wünſchen entgegenkommen und die geiſtige Thätigkeit nach einer beſtimmten Richtung leiten, macht den Geiſt ihrer Schüler bildſam und weich. Jede Aeußerung des Willens wird von dem Erzieher abſorbirt; der Jüngling macht keine Anſtrengung zur Forſchung, und der junge Mann verliert die Gewohnheit der energiſchen und individuellen Thätigkeit ſeines Gedankens, wie die der ſelbſtſtändigen Leitung ſeiner Handlungen.

Dies iſt der Schatten in dem ſonſt ſo lichten Bilde.

Aber es iſt gewiß, daß ſich Andere derſelben Wege und Mittel, derſelben Waffen bedienen, Der auflöſendſte Radicalismus möchte die Menſchen, ganz ſo wie die Jeſuiten, zu den Grundſätzen erziehen, die er für die beſten hält. Auch er iſt herrſchſüchtig, ausſchließend, ſo abſorbirend im Namen der Freiheit und der Emancipation, wie es die Jeſuiten im Namen des abſoluten Gehorſams, der geſellſchaftlichen und kirchlichen Hierarchie ſind, nur daß die Letzteren dafür mehr Energie, Geiſt und Gewandtheit zeigen.

Keine Inſtitution, keine Geſellſchaft war jemals von dem

glühenden Eifer beſeelt, welchen die Jeſuiten bei Verfolgung ihres Zweckes aufgeboten haben. So viele erhabene Geiſter, gewaltige Fähigkeiten und ausdauernde Charaktere ließen ſich durch eine einzige Idee leiten und beſchäftigen, arbeiteten für ſie und gingen ausſchließlich unter ihrem Banner. Eine in dieſer Weiſe feſt zuſammen gehaltene, aber doch aus ſo verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzte Maſſe muß ſich nothwendig auf eben ſo verſchiedenen Bahnen bewegen, wie es die Charaktere ſind, aus denen ſie beſteht. Aber alle dieſe Wege gehen doch nur von einem einzigen Punkte aus und führen nach zahlloſen Umwegen wiederum zu einem und demſelben Ziele.

Ihr Lohn iſt ein Kampf mit der Welt. Wo es einen Kampf giebt, werden Mittel je nach dem Geſchicke und der Klugheit derer gebraucht, welche in das Gefecht gehen. Um zum Siege zu gelangen, ſind alle Mittel gut; die Jeſuiten thun damit nicht mehr und nicht weniger, als alle Anderen.

Unbedingter Gehorſam! Kann man aber eine andere Regel finden, um mit einem Male ſchnell und kräftig diejenigen in Bewegung zu ſetzen, welche Tag und Nacht in der Breſche ſtehen müſſen und nicht Ruhe und Raſt kennen? In allen politiſchen Lagern ſchreibt man die erlittenen Niederlagen dem Mangel an Disciplin zu und klagt über den jener Einheit und Harmonie, welche ſo lange Zeit den Jeſuiten den Sieg zuſicherten.

Das war die Meinung, welche der Herr v. G...i über die Jeſuiten ausſprach. Ich mußte allerdings ihm in Manchem beiſtimmen, was er über ſie ſagte, aber gleichwohl beharrte ich bei dem Ausſpruche:

„Das ſittliche Bewußtſein der Zeit verdammt die Jeſuiten

und den Jeſuitismus, in welcher Geſtalt er ſich auch immer zeigt; es verdammt ihn, weil er die freie Selbſtbeſtimmung aufhebt und mit dieſer die Baſis aller Sittlichkeit; es verdammt ihn, weil er die Geiſter disciplíniren will, ſtatt ſie zu moraliſiren; es verdammt ihn, nicht um ſeiner Zwecke willen, ſondern noch mehr wegen ſeiner Mittel. Wehe unſerm Geſchlechte, wenn es die Jeſuiten einmal wieder für nöthig hält, um ſich zu erhalten!“

Hunderteinundſiebenzigſtes Kapitel.

Das Geld und die Freiheit.

Die Schweiz iſt in der That ein merkwürdiges Land; man kann daſelbſt Alles finden, — nur das nicht, was man ſucht. Wie ſehr die Zeitungen die Geſinnung und die Lage eines Landes fälſchen können, habe ich eben hier ſehr gründlich erfahren. Mit welchen Begriffen kömmt man nach der Schweiz, nachdem man ſo viel Klagen über den dortigen Radikalismus, über die dortige Anarchie, über den Freiſchaarenzug und die blutigen, grauſamen Zwiſtigkeiten geleſen hat, in welchen die Cantone mit einander verwickelt waren. Hat man bei den Berichten von ſolchen Zuſtänden in einer Republik nicht ſtets drei Kreuze geſchlagen und gebetet: Behüte uns der Himmel vor Schweizerfreiheit und Schweizerrepublik, trotz Wilhelm Tell und Winkelried, trotz Calvin und Rouſſeau und trotz Johannes v. Müller!? — Iſt man hier, ſo lacht man über die Gebete und die Flüche, die man vielleicht über ſolch ein Unweſen ausgeſtoßen hat, man lacht über ſeine Furcht und über ſein Mitleid, man lacht über die Idee, welche ſicher damals

das ganze conſervative Europa und die geſammte Diplomatie theilte: die Schweiz, dieſes Wespenneſt der Anarchie und der rothen Propaganda müſſe von den Bayonnetten der Großmächte ausgenommen und die Republik der Schweiz in ihre Beſtandtheile zerſetzt werden, alſo italieniſch (öſterreichiſch), franzöſiſch und deutſch-preußiſch werden zum Heile der Monarchie und der Geſetzlichkeit.

Aber ich habe in keinem Lande ſo wenig Republikanismus als in der Schweiz gefunden, im Gegentheil, ich fand eine hohe Achtung vor der Monarchie und dem Adel, ich fand eine erſtaunliche Verehrung vor Titeln und Orden und eine über alle Begriffe gehende Hochachtung vor dem Gelde.

Es iſt wahrhaft lächerlich zu ſehen, wie die Schweizer nach Titeln jagen, und wie diejenigen, welche einmal irgend ein Aemtchen der geringſten Stufe innnegehabt haben, ſich ihr Leben lang damit herumſchleppen, indem ſie den früheren Beamtencharakter durch das Wort „Alt" bezeichnen.

Da giebt es Alt-Schultheiße und Alt-Bürgermeiſter, Alt-Nachtwächter und Gott weiß, was noch für Alte, die mitunter ſehr jung ſind. Der Betitelten giebt es Legion, und beſonders erregen die vielen Offiziere, Obriſten und Hauptleute Erſtaunen, doch dieſe Herren in Uniformen beziehen keinen Sold, ſondern pflanzen wie die Helden Roms ihren Kohl, oder ſitzen, nicht wie die Helden Roms, auf ihren Comptoirſeſſeln, hinter ihren Geldtiſchen, oder wiegen ihren Käſe und ihre Butter und ziehen die Uniform nur bei Spektakeln, wie großen Paraden oder Sängerfeſten oder anderen Gelegenheiten an, wo es gilt, fürchterliche Phraſen für die Freiheit oder gegen die Anarchie, für oder gegen die Jeſuiten, für oder gegen die Junker, für oder gegen die Flüchtlinge zu machen.

Ja, dieſe Schweiz iſt in der That ein merkwürdiges Land.

Man frägt ſich tauſendmal, ob man wirklich auch in dieſer verrufenen Schweiz iſt, ehe man ſo recht daran glauben will, und man glaubt es nicht eher, bis man die ganze Schweiz durchreiſt, bis man alle Hauptſtädte geſehen und überall etwas von Allem gefunden hat, von dem Allen, was man in der Schweiz zu finden hoffte und ſuchte.

Die Schweiz iſt ganz Europa im Kleinen. Könnte ich es, ich würde dieſes Land als Modell des gegenwärtigen moraliſchen und politiſchen Zuſtandes in Europa in irgend einem Muſeum oder Zeughauſe oder ſonſt wo aufſtellen und dann die Diplomaten und Schriftſteller herbeirufen und ihnen ſagen:

Jetzt ſtudirt, ſchwatzt nicht in's Blaue hinein, laborirt nicht auf gut Glück an den Staatskörpern.

Alle Kämpfe, welche Europa ſeit Jahrhunderten und ſeit Jahren bewegen, alle dieſe Kämpfe haben auch in der Schweiz ſtattgefunden und finden noch ſtatt. Die verſchiedenartigſten Elemente wogen hier durcheinander, Liberalismus, Jeſuitismus, Atheismus, Fanatismus für das Alte, Herkömmliche, kurz, dieſe Schweiz bekommt, je nachdem man ſie an's Licht hält, ein anderes Ausſehen, bald iſt ſie radikal, bald ultramontan, hier herrſchen die Junker, dort die Mönche, hier die Advokaten, dort die Jeſuiten, hier die Krämer, dort die Bankiers, hier die Ariſtokraten, dort die Demokraten, hier die Ultras, dort die Reactionärs, kurz, es giebt kein politiſches und religiöſes Element, kein Element des Unglaubens und der Anarchie, welches in der Schweiz nicht ſeinen Platz fände und auf einer Stelle um die Oberherrſchaft kämpft, auf einer anderen ſich gegen dieſelbe vertheidigt und an einer anderen wiederum dieſelbe wirklich erlangt hat.

Nach Allem, was ich geſehen habe, behaupte ich dreiſt:

Die Schweiz ist keine Republik, und die Schweizer sind keine Republikaner.

Dem Namen nach mag Beides der Fall sein, aber in der Wirklichkeit sieht es anders aus.

Leute, denen das Geld und der Geldbesitz über Alles geht, Leute, die eine solche Vorliebe für Titel und Orden besitzen, Leute, auf welche die Geistlichkeit noch einen solchen überwiegenden Einfluß ausübt, diese Leute sind wohl nicht gut, wahre Republikaner zu nennen, was auch sicher kein Unglück ist. Ich habe die Schweizer so loyal, so monarchisch gesinnt gefunden, wie kein zweites Volk auf der Erde. In Genf ist dies namentlich der Fall.

Der König Louis Philipp von Frankreich hatte keine besseren, treueren und anhänglicheren Freunde, als die Genfer, und Louis Napoleon, um dessenwillen einst die Schweiz gegen Frankreich, ja gegen alle Großmächte, welche des Prinzen Entfernung aus der Schweiz, trotz dem, daß er Schweizer Bürger war, verlangten, 70000 Mann rüsteten, wird sicher keine anhänglicheren Freunde, als eben wieder diese Genfer finden, welche damals ganz zufrieden waren, daß der Schweizer Bürger Louis Napoleon sie freiwillig verließ, um das Land aus seiner Verlegenheit zu reißen.

Ich habe nirgends solche conservative Gesinnung, solche hartnäckige Anhänglichkeit am Alten gefunden, wie gerade in dieser Schweiz, und ich glaube die Herrschaft der Jesuiten in verschiedenen Cantonen trotz aller Demokratie ist auch hierfür ein Beleg.

Man setze mir nicht entgegen, daß die alten Patrizier-Familien nur so conservativ sind, aber nicht das Volk, ich würde hierauf entgegnen:

Es gilt in der Schweiz keine Regel. Hier sind die Junker

conſervativ, dort der Landmann, hier iſt das Land ultra-demokratiſch und die Stadt höchſt conſervativ, und dort iſt es gerade umgekehrt.

Es iſt wahr, die Revolutionen in Frankreich haben namentlich in dieſer Schweiz und hier mehr als in irgend einem Lande ihren Wiederhall gefunden, und unter ſchweren, blutigen und grauſamen Kämpfen ſind Veränderungen eingeführt worden, faſt alle Cantone haben jetzt wirklich republikaniſche Verfaſſungen, welche aus der Volksſouveränetät hervorgegangen, aber dieſe Verfaſſungen ſind hier, was ſie überall ſind, — Papier.

Die Gewohnheit, das Leben, die Bedürfniſſe der Armen und die Macht der Geldmänner, Alles dieſes hat mehr Gewicht, als die Verfaſſungen. —

Wie geſagt, der Reſpect vor dem Gelde, vor dem Beſitze iſt nirgend ſo groß, wie in dieſer republikaniſchen Schweiz, und dieſer Reſpect verträgt ſich nicht mit der Anarchie.

Für diejenigen, welche ihr Geld ohne viele Mühe an den Mann bringen, aber ein wenig toll und frei leben wollen, giebt es kein ſchöneres Land, als die Schweiz.

Der Schweizer thut Alles für das Geld und duldet Alles um das Geld.

Die ſo freien Schweizer laſſen ſich für die Dynaſtien todtſchlagen und ſchlagen todt, wenn ſie nur reichlichen Sold bekommen.

Sie geſtatten den Fremden bei ſich alle möglichen Freiheiten, wenn ſie nur wiſſen, daß dieſe Fremden einen ſchweren Geldſack bei ſich führen.

Der Reiſende mag ſich in anderen Ländern unterhalten, in der Schweiz wird er wahrhaft glücklich.

Er kann thun und laſſen, was er will, er wird behandelt wie ein König, die Polizei macht überall tiefe Bücklinge vor ihm und drückt ein, ja ſogar beide Augen zu, wenn er einen oder viele dumme Streiche macht, wenn er nur hübſch Geld im Lande läßt.

An dieſem sine qua non fehlte es mir, Dank der Liberalität des Königs von Bayern, in der Schweiz nicht, und ich lebte à mon aise wie nirgends.

Die Engländer, die Mylords und ich, — wir danken Gott für die Schweiz, und wir werden uns gegen ganz Europa waffnen, wenn dieſes gegen das Land einen Kreuzzug unternehmen ſollte.

Hier iſt der einzige Fleck in Europa, wo man für ſein Geld allen ſeinen Launen fröhnen kann, wo man nicht auf jedem Schritte, bei jedem Vergehen gegen die Straßenordnung von der Polizei auf den Fuß getreten wird.

Und für dieſe ſchöne Freiheit, ſich geben zu können wie man iſt, wird weiter nichts verlangt, als dem Gaſtwirthe, und mit wem man ſonſt zu thun hat, die Rechnungen mit vierfacher Kreide prompt und pünktlich zu bezahlen.

Es iſt daher grundfalſch wenn man glaubt, die Schweiz gehöre den Anarchiſten und ſei der Heerd der anarchiſchen und republikaniſchen Propaganda; — die Schweiz gehört den Mylords, ſie gehört Allen denen, welche Geld haben und wenigſtens einen Theil davon in der Schweiz verzehren.

Die paar Flüchtlinge und deutſchen Handwerksgeſellen, welche ſich daſelbſt aufhalten, werden Europa wahrlich nicht in Flammen ſetzen, und bei den Schweizern finden ſie ſicher keine Sympathie, denn ſie ſind arme Teufel; vielmehr erſcheinen ihnen dieſe Leute als ein ſehr unangenehmer Luxus, und

was ſoll ich ſchließlich ſagen? — Ich wiederhole es, die Schweiz iſt den conſervativen Intereſſen durchaus nicht gefährlich, und ſtatt ſie beſtändig mit argwöhniſchen Augen zu betrachten, ſollte man alle republikaniſchen Brauſeköpfe auf einige Zeit nach der Schweizer-Republik in die Lehre ſchicken. —

Hundertzweiundſiebenzigſtes Kapitel.

Geſchichtliche Erinnerungen aus der Schweiz.

Huß's Zelle. — Schloß Habsburg. — Geßler und Tell. — Der Löwe von Luzern. — Château de Joux. — Fontainebleau.

Ich hatte Muße genug um, die Schweiz in allen Richtungen zu durchſtreichen, denn ich hatte mir für die Zukunft eben keinen feſten Lebensplan gemacht; wer hätte dieſes im Jahre 1848 auch thun können, Jedermann lebte ſo zu ſagen proviſoriſch, es war ein großes Weltintermezzo und alle Welt, welche eben nicht ihre Zukunft auf dem vulkaniſchen Boden der Revolution begründen mochte, wartete ab.

So that auch ich.

Wenn auch dem Könige von Bayern nicht mehr nahe, hatte ich mich doch der beſtändigen Freundſchaft dieſes erhabenen Monarchen zu erfreuen, und öfter empfing ich Beſuche ſeiner Vertrauten und Briefe, welche mich wenigſtens einigermaßen mit meinem jüngſten Geſchicke ausſöhnten.

Es war alſo das Beſte, die Zukunft noch abzuwarten, wohin auch hätte man ſich wenden ſollen? Die halbe Welt ſtand in Flammen, nach Rußland und England zu gehen, konnte ich mich nicht entſchließen; in dieſer Zeit faſt allge-

meiner Anarchie lebte man in der Schweiz sehr sicher und sehr zufrieden.

Die herrliche, erhabene Natur dieses Landes beschwichtigte die stürmischsten Empfindungen, man fand sich selbst in dieser großartigen Umgebung wieder, man sah den alten Gott über seiner Schöpfung in jener erhabenen Unerschütterlichkeit und Ruhe thronen, welche den Menschen mit Allem, was in ihr besteht und vergeht, aussöhnt oder tröstet.

Ich vermeide es, von diesen Naturwundern der Schweiz zu reden, die Empfindungen, welche sie hervor rufen, sind nicht leicht in die Feder zu bringen, und diejenigen, welche ihnen ferne stehen, sind schwer für dieselben zu begeistern.

Vergißt man doch die eigene Begeisterung, wenn man sie hinter sich hat.

Ist es doch unendlich schwer, sich die Empfindungen und Gedanken wieder hervorzurufen, welche uns bei Betrachtung der herrlichen Natur so wunderbar bewegten!

Aber ich will Einiges von den geschichtlichen Merkwürdigkeiten und Erinnerungen sagen, welche mir bei meinen Kreuz- und Querzügen durch die Schweiz begegneten, denn solche sind zu jeder Zeit lehrreich, und die Welt ist jederzeit empfänglich dafür.

Man möge sie aber wie ein Fragment betrachten, denn ich werde sie wiedergeben, wie sie mir eben einfallen, ohne mich an eine geographische Reihenfolge zu halten.

* * *

Huß's Zelle.

Wie doch alle Herrlichkeit mit der Zeit vergeht! — Dieser Gedanke, so gewöhnlich er ist, so oft wir daran erinnert werden, so oft er ausgesprochen wird, übt auf unsere Hand-

lungen, auf unſeren Charakter doch ſo ſelten ſeinen Einfluß aus. Unſere ſo höchſt materielle Zeit entſchlägt ſich vollends einer ſo unangenehmen Erinnerung. Da öffneten ſich die Thore des berühmten Conſtanz vor mir, das alte Conſtanz! Welch ein Menſchengedränge, welch ein Jubel der guten Bürger mag hierſelbſt geherrſcht haben, als eins der merkwürdigſten und verhängnißvollſten Concilien hier ſo große Fürſten und Prälaten verſammelte! Damals war die Stadt ſicherlich um das Zehnfache volkreicher als jetzt. Welch ein Jubel mag hier ſelbſt in dem Augenblicke geherrſcht haben, als des muthvollen Huß letzter Todesſeufzer in dem Flammenmeer erſtarb! Wer hat damals ſeinen Tod begriffen?

Die Stadt liegt am untern Ende des Sees, da wo der Rhein aus dem Zillerſee hervorbricht. Ihre Lage iſt eben nicht anziehend, die Häuſer ſind meiſtens von unbehauenen Steinen aufgerichtet. Doch dieſes war es auch nicht, was mich anzog: — ich wollte in dieſer Stadt nur den Verſammlungsort des Conciliums ſehen. Es fand in einem am Waſſer belegenen Gebäude ſtatt, welches jetzt in ein Waarenlager umgewandelt iſt. Ueber demſelben, welches nur den untern Raum einnimmt, befindet ſich eine lange, breite Halle, deren Bedachung von einfachen hölzernen Säulen getragen wird. Damals mag dieſe Halle prächtig mit koſtbaren Decken und Teppichen ausgeſchmückt geweſen ſein, jetzt iſt ſie ein Waarenboden. In einem Winkel derſelben befindet ſich eine kleine Abtheilung, in welcher die Prachtſeſſel ſtehen, deren damals der Papſt und der Kaiſer ſich bedienten.

Auch eine Nachbildung der Zelle, welche der unglückliche Huß während ſeiner Einkerkerung inne hatte, befindet ſich hier. Armer Huß, war das die Wohnung eines Lebenden? Sie war kaum 3 Fuß breit und 8 Fuß lang; das Fenſter war der

wirklichen Zelle entnommen, welche im Dominikanerkloſter war, das aber jetzt in ein Manufacturgebäude umgewandelt iſt. Das Fenſter iſt nichts als ein Luftloch, auch die Thür der Zelle, in welcher er eingekerkert war, war daran angebracht, ſo wie einige Ziegelſteine und ſeine Bibel, welche mit Randbemerkungen angefüllt war. Bemerkenswerth iſt der Stuhl, welchen man ihm zu geſtatten doch noch barmherzig genug war. In der Rücklehne iſt eine Teufelsfratze mit ungeheuren Krallen ausgeſchnitzt, wahrſcheinlich hatte man ihm dieſen Stuhl nicht ohne Hindeutung gegeben.

Auch den Stein ſah ich, auf dem Huß geſtanden haben ſoll, während man ihm ſein Todesurtheil vorlas. Er befindet ſich in der Hauptkirche der Stadt. Was geben ſeine Worte nicht zu denken, welche er nach dieſem Todesurtheil ſprach:

„Sagt dem Siegismund, ich könne meine Treue nicht brechen, gleichwie er ſeine Treue mir gebrochen hat.“

* * *

Schloß Habsburg.

Der Badeort Schinznach iſt der Luftort in der Schweiz, welcher am meiſten beſucht wird. Die Bäder befinden ſich der Aar entlang am Fuße eines nicht beträchtlichen Berges, welcher Wülplisberg genannt wird. Ein bequemer gewundener Pfad, der in ſeiner ganzen Länge unter dem Schatten der Bäume ſich behaglich hinzieht, führt zu ſeinem Gipfel hinan. Die Fläche der kleinen Plateform auf dem Gipfel deſſelben bildet ein unregelmäßiges Viereck, etwa 200 Fuß im Durchſchnitt, deſſen größeſte Länge ſich von Norden nach Süden ausdehnt. Am ſüdlichen Ende erhebt ſich ein einfacher feſtgemauerter Thurm, mit welchem ein eben ſo einfacher Flügel ver-

bunden iſt. Das Mauerwerk dieſer Ruine iſt ungemein feſt, das Innere roh, nur in einem Gemache, vielleicht dem ehemaligen Ritterſaale, war das Schnitzwerk des Getäfels noch ziemlich erhalten, aber das Holzwerk war von Rauch und Alter wie Dinte ſchwarz.

Dieſe Ruine iſt die Feſte Habsburg, die Wiege des Hauſes Oeſterreich! Sie ſoll ſchon im Jahre 1020 erbaut ſein, aber das dort hauſende Geſchlecht ward erſt in dem folgenden Jahrhundert in den Fürſtenſtand erhoben. Welch eine Kette von Begebenheiten greift durch die geſchichtliche Verknüpfung der Dinge von der Veſte Habsburg in die heutigen Verhältniſſe des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes hinüber; aus den dunklen Zeiten, wo der auf einen beſcheidenen Sitz beſchränkte Edelmann in den Forſt ritt, in einfacher Rüſtung, von den Vaſallen des ländlichen Ritterthums umgeben, in die jetzigen glanzvollen Tage, wo ſeine Nachkommen faſt alle Throne Europa's inne haben. Kaiſer Joſeph II., erzählt man, habe, nachdem er in ſtiller Betrachtung auf dieſe Trümmer blickte, geſprochen: Wahrhaftig, wir ſind nicht immer große Herren geweſen!

Und was wird nach abermals acht Jahrhunderten ſein? Was werden dann die großen Herren ſein? Wie wird dann das Haus Habsburg ſtehen? Und mit welcher Empfindung wird dann das lebende Geſchlecht Schönbrunn betrachten!

* * *

Geßler und Tell.

Ein guter Fahrweg führt von Art aus um den Fuß des Rigi und längs dem Zuger-See nach Küßnacht und Luzern. Er wird die „hohle Gaſſe“ genannt, denn er iſt durch zwei

Felſenwände gebahnt. In dieſem engen Bergpfade hatte Tell argliſtig ſeinen Standpunkt gewählt und wartete im Dickicht geborgen auf ſeinen Feind. Es iſt merkwürdig, daß man die Exiſtenz dieſes Helden jetzt ſtark zu bezweifeln beginnt, — daß einige Schriftſteller ihn ſchon ganz beſtimmt in's Reich der Mythe verſetzen. Den Schweizern darf man damit nicht kommen, ſie glauben feſt an ihren Tell und laſſen ihn ſich nicht nehmen. Sie haben auch Recht, denn Tell ſcheint durchaus eine hiſtoriſche Perſon zu ſein, wenngleich man von ihm außer ſeinem Geßlerſchuß ſehr wenig weiß. Eine Sage läßt ihn ertrinken, indem er ein Kind retten wollte.

Fünf und ein halbes Jahrhundert ſind ſeit dieſer That Tell's verfloſſen, und noch immer ſchlängelt ſich dieſer Pfad zwiſchen ſeinen ſteilen Felſen hindurch. Noch ſtehen hier die verwitterten Thürme der Burg im ſelben Zuſtande, wie ſie die Belagerer nach ihrer Einnahme und Zerſtörung verlaſſen hatten, und dennoch zweifelt man an der Exiſtenz eines Tell?

* * *

Der Löwe von Luzern.

In Luzern iſt ein koloſſaler Löwe zu ſehen, welchen Thorwaldſen aus einem daliegenden Felſen gemeißelt hat. Dieſer Löwe, welcher, obgleich verwundet, noch fürchterlich anzuſchauen iſt, hat mich überraſcht.

Was bedeutet dieſer Löwe? fragte ich einen hochbejahrten Mann, welcher bei ihm Wache hielt.

Der Mann machte ein ſehr trauriges Geſicht und ſchüttelte ſeinen greiſen Kopf, und nahm eine Priſe und ſchüttelte noch einmal mit dem Kopfe, und endlich ſagte er:

Ach, das ist eine traurige Geschichte, und ich habe sie mitgemacht.

Ihr habt sie mitgemacht? Nun so erzählt doch.

Ja, ja, fuhr der Alte fort, es ist eine herrliche Sache, jung zu sein und naseweis in die Welt zu schauen, aber ich möchte nicht noch einmal jung werden und noch einmal einen solchen tollen Tanz erleben.

Nun, was denn, Alter?

Es war Anno 1792, ich stand unter der Leibwache Sr. Majestät des Königs Ludwig's XVI. von Frankreich.

O, — ich weiß schon, — sagte ich.

Ja, Sie werden es wissen, wir Schweizer haben uns vor und in den Tuilerien wie Teufel geschlagen. Wenn sie nur Alle so gewesen wären wie wir, — da hätten sie es bleiben lassen sollen, unsern König um seinen guten Kopf kürzer zu machen. Aber was sollten wir hundert Leute machen? Haben es ihnen heiß genug gemacht, ehe wir fast alle zerfetzt am Boden lagen. Nur ein Paar von uns sind mit dem Leben davon gekommen, — alle anderen Kameraden todt, auf das Scheußlichste zerfleischt von dem wüthenden Volke, — und haben doch nur unsere Schuldigkeit gethan. Hu, — es war ein Tag, ich werde ihn in meiner letzten Stunde nicht vergessen.

Und der Löwe, mein Freund?

Nun, dieser Löwe, wer ist es anders, als meine sterbenden Kameraden? Sind sie eines solchen Monumentes, welches ihnen ihre erkenntlichen Mitbürger gesetzt haben, nicht würdig?

Der Mann rührte mich ungemein, aber ich dachte dennoch:

Du würdest weit mehr Mitgefühl verdienen, wenn du statt eines Schweizers ein Franzose wärest!

Sich todt schlagen lassen für Geld, ist indessen auch ein

Verdienſt und eine Treue, aber dieſes Märtyrerthum iſt nicht tragiſch genug, um uns zu bewegen.

* * *

Chateau de Joux.

Wie oft fühlt man ſich nicht verſucht zu fragen: Was iſt denn eigentlich Moralität? Und welchen Maaßſtab derſelben legt man einem Manne an, den die Welt, die Geſchichte groß und ruhmvoll nennt? Dieſe Frage erweckte ebenfalls in mir der Anblick der Feſtung Joux, des letzten befeſtigten Punktes Frankreichs der Schweizergrenze zu. Hier ſaß der unglückliche, talentvolle und edle Neger Touſſaint gefangen und ſchmachtete ſeine letzten Lebensjahre hin. St. Domingo und Joux, welch ein Wechſel für den ſchwarzen Helden, welcher für die Freiheit ſeines Volkes ſo tapfer gefochten hatte und von einem andern großen Krieger, der doch beſſer ſolche Tapferkeit hätte ehren ſollen, auf eine ſo ſchmähliche, engherzige Weiſe behandelt wurde. Wahrlich, das Leben dieſes Helden Napoleon, welchen zu bewundern und anzuſtaunen wieder Mode geworden iſt, hat häßliche Flecken, welche aller Kriegsruhm nicht verwiſchen kann, und dieſes Chateau de Joux iſt einer der häßlichſten.

* * *

Fontainebleau.

Die Geſchichte iſt das Weltgericht, ſagt ein großer deutſcher Dichter, und das iſt keine Phraſe; ja gewiß, die Geſchichte iſt die Nemeſis. Auch der große, gewaltige Napoleon hat ſein Chateau de Joux gefunden. Gewiß war St. Helena noch ein beſſeres Gefängniß, als die Gemächer dieſes Berg-

ſchloſſes, obwohl für dieſen gewaltigen Weltſtürmer eng genug; aber wenn wir einen Blick auf de Jour werfen, wird unſer Mitleid mit ſeinem tragiſchen Geſchicke doch ziemlich abgeſtumpft.

Fontainebleau erinnert aber an eine noch ganz andere Erſcheinung, als an Napoleon, an eine ganz andere Tragödie, als an den berühmten Tiſch, auf welchem der Eroberer aller ſeiner Macht entſagte, und an das arme Tiſchbein, welchem der Kaiſer ingrimmig dabei einen Fußtritt verſetzt hatte.

Ich meine das Drama, in welchem eine Königin ohne Krone, Marie Chriſtine von Schweden, ihren bisherigen Günſtling Monaldeschi in einem fremden Lande, in einem fremden Schloſſe hinrichten ließ.

Ueber dieſer außerordentlichen That ruht ein Dunkel, welches die Hiſtoriker aufzuklären ſich vergeblich bemühen werden; denn wer vermag die Beweggründe einer Frau zu einer ſolchen That zu ergründen? War es Eiferſucht? War es die Rache verrathener Liebe?

Und doch, man mag über dieſe nächtige That urtheilen, wie man wolle, ſie wirft auf den Charakter dieſer königlichen Frau kein ſo ſchlimmes Licht, wie Heinrich's VIII. Hinrichtungen von Frauen und Geliebten, und dennoch fällt es keinem Geſchichtsſchreiber, keinem Manne ein, zu ſagen:

„Die Männer ſind untauglich zu Regenten, denn ſie folgen blindlings der Eingebung ihrer Leidenſchaft; ſie ſind tyranniſch und unterdrücken eben ſo gern das andere Geſchlecht, als ſie ſich von ihrem eigenen beherrſchen laſſen.“

Und warum beurtheilt man die Handlungen einer Chriſtine und Eliſabeth ſtrenger, als die eines Heinrich VIII? Warum? — Weil faſt allein die Männer die Geſchichtsſchreiber ſind.

Hundertdreiundſiebenzigſtes Kapitel.

Meine Memoiren.

Buchhändler-Speculation. — Intriguen. — Iſt es Wahrheit oder Lüge?

Die Buchhändler ſind doch eigenthümliche Speculanten. Dieſe Hebeammen der Literatur ſetzen ſich über Alles hinweg und bei Allem, was ſie unternehmen, befragen ſie ihr Orakel, und ſeinem Ausſpruche wird ohne Zögern nachgehandelt. Dieſes Orakel iſt — der Beutel. Buchhändler ſind Geſchäftsleute wie Alle, und ob ſie mit Waaren oder mit Gedanken zu Markte gehen, das bleibt ſich allerdings ziemlich gleich; aber das iſt unconſequent, daß ſie ſich von den übrigen Geſchäftsleuten etwas vornehm abſondern und eine beſondere wichtige Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft für ſich in Anſpruch nehmen, daß dieſe Hebammen der Literatur ſich geriren, als hätten ſie ein wirkliches Verdienſt an den geiſtigen Produkten der Autoren. Sie ſind doch in der That nur ſehr äußerlich dabei betheiligt. Aber zuweilen giebt es doch Ausnahmen von der Regel, denn ich bin überzeugt, daß vielleicht von 100 Werken, die jährlich erſcheinen, wenigſtens 50 durch die Specu-

lation der Buchhändler in das Leben gerufen werden. Ich habe Beweiſe davon.

Kaum hatte ich Bayern verlaſſen, als ich von allen Seiten Anträge erhielt, meine Memoiren niederzuſchreiben, und namentlich in Genf empfing ich Beſuche von verſchiedenen Buchhändlern, welche mich dringlich erſuchten, ihnen meine Memoiren in Verlag zu geben.

Einer von dieſen Herren ließ beſonders nichts unverſucht, mich zu einem für ihn günſtigen Entſchluſſe zu bewegen.

Aber, mein Herr, ſagte ich endlich ſehr ungeduldig, wen können denn meine Memoiren intereſſiren?

Wen ſie intereſſiren können? Welche Frage! die ganze Welt, Frau Gräfin!

Die ganze Welt! Wahrhaftig, das iſt lächerlich.

Nun, Sie werden die Erfahrung machen. Wollen Sie Ihre Memoiren ſchreiben? Beſtimmen Sie das Honorar.

Ich brauche kein Geld, mein Herr.

Das iſt ſchlimm, — dann werden Sie allerdings die Mühe ſcheuen. Aber es iſt auch gar nicht nöthig, daß Sie ſich viele Arbeit machen, — ich kann Ihnen einen tüchtigen Autor empfehlen, einen ſehr geiſtreichen jungen Mann: theilen Sie ihm die nöthigen Facta mit, Alles übrige können Sie ihm dann getroſt überlaſſen.

Ein ſchöner Vorſchlag, mein Herr, in der That, ich bin Ihnen ſehr verbunden dafür. —

Sie gehen alſo darauf ein?

Ich gehe auf Nichts ein, mein Herr; laſſen Sie Ihren geiſtreichen Mann die Memoiren eines Kammerbeſens ſchreiben, das iſt ein Ding, dem er Geiſt einflößen könnte; wenn ich wünſche, daß meine Memoiren erſcheinen ſollen, werde ich

auch wohl ein wenig Geiſt haben, mein Herr, um ſie zu ſchreiben.

Verzeihen Sie, Frau Gräfin, ich habe Sie durchaus nicht beleidigen wollen, ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer geiſtreichen Feder, aber ich glaubte, daß Sie eben nicht viel Luſt haben werden, den Tag über oder einige Stunden am Schreibtiſche zu ſitzen.

Nun das mag ſein, und wir wollen alſo mit unſeren Memoiren warten, bis wir hierzu die Neigung verſpüren. Sehen Sie, mein Herr, ich würde in meinen Memoiren oft nicht ſehr Schmeichelhaftes von Ihrem Geſchlechte zu ſagen haben, und ich glaube nicht, daß Ihr Herr Autor das Schwert gegen ſich kehren würde.'

Damit war der Herr Buchhändler entlaſſen; aber ich weiß nicht, ob durch ſeine oder weſſen Vermittelung bald darauf dennoch wenn auch nicht meine Memoiren, doch Memoiren erſchienen, welche ſich ausſchließlich mit meiner geringen Perſon beſchäftigten und nicht ſehr ſchmeichelhafte Dinge von mir berichteten.

Dieſe Memoiren, oder vielmehr der Autor derſelben, theilt mehrere Briefe mit, welche die Machinationen documentiren ſollen, welche man ſeinem Vorhaben entgegenſetzte.

Dieſe Briefe ſollen zeigen, welche Mühe ſich Se. Majeſtät der König von Bayern gegeben habe, um dieſen Herrn, welcher einen Schlüſſel zu allen meinen Handlungen zu haben behauptete, von ſeinem Entſchluſſe, meine Memoiren zu ſchreiben, abzubringen.

Es iſt wahr, daß ich in München, wie in der Schweiz, einen Secretair und einige vertraute Freunde hatte, welche mit meinen Handlungen, aus denen ich überhaupt niemals ein Geheimniß machte, vertraut waren.

Es hätte allerdings Mancher Manches von mir ſchreiben können.

Aber was in aller Welt hätte den Monarchen veranlaſſen ſollen, den Herrn an Herausgabe ſeiner Enthüllungen zu verhindern?

Lag nicht die Bayriſche Geſchichte vor aller Welt offen da? — —

Wenn irgend ein Menſch mit meinem Namen Skandal machen wollte, was kümmerte das den König? —

Konnten Verläumdungen meiner Perſon die Ehre eines erhabenen Monarchen beflecken?

Geſetzt, ich wäre wirklich das verrufene Weib geweſen, das man hier und dort gern aus mir gemacht hätte; geſetzt, ich hätte Verſtöße gegen Ehre, Schicklichkeit und Sittlichkeit begangen: konnte das den König treffen?

Hätte dieſe ſeine Freundſchaft zu mir herabwürdigen können?

Ich habe mich vielleicht verſtellt, es iſt möglich, daß ich den Monarchen über meinen Charakter getäuſcht habe.

Oder ſollte etwa eben dieſe Freundſchaft den König veranlaßt haben, die Stimme mit ſchweren Opfern zum Schweigen zu bringen, welche mich verunglimpfen wollte? —

Nun, ich denke, da gab es andere Mittel, den Leumund zum Schweigen zu bringen.

Ich kann verſichern, daß ſich Niemand um den Herrn P..., welcher meine Memoiren zu ſchreiben vorgab, bekümmert hat, wenigſtens iſt von meiner Seite nichts geſchehen, ihn daran zu hindern, von mir zu ſchreiben, was er wollte.

Ob dieſe Briefe ächt, ob ſie falſch ſind, — ganz gleich, ich halte es für meine Pflicht, ihnen hier einen Platz zu geben.

An Herrn Desoche, Drucker und Verleger zu Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 9. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Ich bin beauftragt, mich bei Ihnen zu erkundigen, ob das von Herrn Papon angekündigte Werk über Lola Montez sich bereits unter der Presse befindet, und ob es nicht möglich wäre, sein Erscheinen zu hintertreiben, um den Scandal zu verhindern, den es hervorrufen wird?

„Da diese Sache nur eine mehr oder weniger gewagte Speculation sein kann, so läßt sich der voraussichtliche Gewinn leicht anschlagen, und man kann auf diese Grundlage hin einen Vertrag wegen des Ankaufs des Manuscriptes sowohl, als auch der Originalurkunden abschließen, die sich im Besitze des Verfassers befinden. Haben Sie die Güte, mir sobald als möglich zu antworten; Sie sehen wohl ein, daß keine Zeit zu verlieren ist, wenn man die beklagenswerthen Wirkungen und unglücklichen Folgen abwenden will, welche dieses Werk hervorrufen könnte.

„Genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Herrn Joel Cherbuliez, Buchhändler in Genf.

Nyon, 10. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Empfangen Sie meine Antwort auf den Brief, mit welchem Sie mich heute früh beehrt haben. Es ist mir schlech-

terdings unmöglich, die Fragen zu beantworten, die Sie an, mich ſtellen, da ich von den Abſichten des Herrn Papon ganz und gar nichts weiß. Zu Ihrer Belehrung will ich hinzufügen, daß das Werk in dieſem Augenblicke beinahe fertig iſt, daß ich ſeit geſtern Manuſcript habe, und daß es in der angekündigten Friſt erſcheinen wird, wofern Herr Papon mir keinen Gegenbefehl ertheilt. Bei den mir bekannten Geſinnungen des Verfaſſers habe ich es nicht gewagt, ihm Ihren Brief mitzutheilen, deſſen Charakter mir lediglich confidentiell erſchien.

„Empfangen Sie u. ſ. w.

„Unterzeichnet: J. Deſoche.“

An Herrn Auguſt Papon in Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 11. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Perſonen, welche den Scandal abzuwenden wünſchten, womit die Veröffentlichung Ihres Proſpectes mehrere Genfer Familien bedroht, haben mich beauftragt, bei Ihnen anzufragen, wie dieß bewerkſtelligt werden könnte. Ich hatte deßhalb Anfangs an Herrn Deſoche geſchrieben, aber er gibt mir zur Antwort, die Sache gehe ihn nichts an, und er wage es nicht, Ihnen meinen Brief mitzutheilen. Ich wende mich daher unmittelbar an Sie mit der Frage, ob Sie es bei dieſem Handel auf eine Rache oder auf eine Speculation abgeſehen haben. Handelt es ſich um eine Rache, ſo iſt es klar, daß Vorſchläge von dritten Perſonen Sie von Ihrem Entſchluſſe nicht abbringen werden; iſt es aber bloß eine Specu-

lation auf die Neugierde, welche die von Ihnen beabſichtigten Memoiren ohne Zweifel hervorrufen werden, ſo ließen ſich vielleicht Grundlagen bezeichnen, auf denen man unterhandeln könnte, um den Scandal zu vermeiden, ohne Ihren Intereſſen im Geringſten zu ſchaden.

„Beehren Sie mich gefälligſt recht bald mit einer Antwort, die ich dann ſogleich meinen Auftraggebern mittheilen werde.

„Genehmigen Sie u. ſ. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Herrn Auguſt Papon in Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 13. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Seit ich im Falle war, Ihnen zu ſchreiben, haben die Perſonen, welche mich mit der Anfrage beauftragt, mir Folgendes erklärt: Wenn Sie ſich zu einem Vergleiche entſchließen könnten, ſo würden ſie, als Gegenleiſtung für die betreffenden Urkunden, dafür ſorgen, daß Ihnen ein gewiſſer vom 1. December datirter Brief zurückgeſtellt würde, deſſen Veröffentlichung, wie ſie glauben, ganz und gar nicht in Ihrem Intereſſe liegen kann. Dieſer Brief, der ſich in den Händen der betreffenden Perſonen befindet, führt ſie überdieß auf die Vermuthung, daß Sie ſich nicht weigern werden, auf rein pecuniäre Bedingungen hin zu unterhandeln, in Betreff welcher Sie erſucht werden, Ihre Forderungen gefälligſt mitzutheilen.

„Antworten Sie gefälligſt recht bald und genehmigen Sie u. ſ. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Se. Majeſtät den König Ludwig von Bayern. (München).

Nyon, Villa Mon-Repos, 1. Dec. 1848.

Sire!

Ich habe am 19. die Ehre gehabt, an Ew. Majeſtät zu ſchreiben.

Ich habe am 22. die Ehre gehabt, an Ew. Majeſtät zu ſchreiben.

Ich habe am 24. die Ehre gehabt, Ew. Majeſtät einen Brief von dem Herrn Dr. P... mitzutheilen.

Das ungewohnte Stillſchweigen, in welches Ew. Majeſtät ſich verſchließen, bringt mich auf den Gedanken, daß Sie vielleicht Mittheilungen, worin die Thatſachen ungenau oder falſch dargeſtellt ſind, empfangen haben und ſich dadurch zu dieſem Stillſchweigen veranlaßt ſehen.

Ich habe die Ehre, abermals an Ew. Majeſtät zu ſchreiben, und Sie werden mit Ihrer gewöhnlichen Gerechtigkeit urtheilen.

Die Stellung, in welche die Frau Gräfin von Landsfeld mich verſetzt hat, iſt von der Art, daß ich ſie nicht annehmen kann, nicht annehmen will, und nicht annehmen darf, wäre es auch nur noch für wenige Tage.

Eine furchtbare Rache iſt etwas Leichtes für mich.

Ich ziehe eine Genugthuung vor. Nicht von der Gräfin werde ich ſie verlangen, denn ſie iſt nicht im Stande, mir eine ſolche zu geben, die meiner würdig wäre; aber Ew. Majeſtät werden keinen Anſtand nehmen, ſobald Sie den Sachverhalt wiſſen werden.

Sire!

Ich kam von Verona und Innsbruck zurück; ich befand mich zu Nyon bei meiner Familie, welche ich zu verlaſſen im

Begriffe ſtand, um eine ſehr ſchöne Stellung einzunehmen, die mir angeboten war.

Die Frau Gräfin von Landsfeld, welche ich, wie ich Ew. Majeſtät zu ſagen die Ehre hatte, in Genf kennen gelernt, beſuchte mich dort und bat mich auf's Dringendſte, zu ihr zu gehen und die Verwaltung ihres Haushaltes zu übernehmen.

Ich weigerte mich, allein ſie beſtand auf ihrem Wunſche, und als ich ihr die Armuth meines Hauſes, wie auch meine eigene entgegen hielt, als ich ihr vorſtellte, welche Zukunft wohl ihrer warte, da erklärte ſie mir, daß Ew. Majeſtät und ſie ſelbſt mir gewiß mein Opfer, meine Hingebung zu danken wiſſen würden.

Nur die Frau Gräfin kann ſagen, in welcher Stellung ſie ſich bei meiner Ankunft befand, was für eine Art von Geſellſchaft ich zu entfernen hatte, welche Feinde ich mir zuziehen mußte und wirklich zugezogen habe, welche Aufrichtigkeit und Energie ich in meinem ganzen Verfahren an den Tag legte.

Der übertriebene Aufwand der Frau Gräfin mußte bald ſeine beklagenswerthen Folgen haben.

Dieſe Folgen abzuwenden, ſtand nicht in meiner Gewalt.

Ich bin nicht reich, Sire, meine Familie lebt in einer ehrenvollen Armuth, erworben, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, im Dienſte der Könige meines Landes.

Ich ging auf eigene Koſten nach München. Ew. Majeſtät gaben mir 400 Franken, eine ungenügende Summe, über die ich aber nichts ſagte, weil ich dachte, daß die Frau Gräfin mich ſchadlos halten würde. . . . . .

Statt deſſen wurde ich mit Drohungen bezahlt.

Sie haben Eindruck auf mich gemacht, wahrhaftig nicht, weil es Drohungen waren, ſondern wegen ihres Charakters.

Ich bin mit Gewaltthätigkeiten bedroht worden, und ich

habe gelächelt; — man drohte mir mit dem Tode, und ich habe gelacht. — Um mich, um meine Freunde, um meinen Drucker drängten ſich die Geldanerbietungen.

— Ich verachtete ſie zu ſehr, um darauf zu antworten; meine Freunde haben ſie beantwortet, wie es ihrer Freundſchaft und Achtung für meinen Charakter gemäß war; — mein Drucker, der mich kennt, wagt es nicht, mir dieſe Briefe mitzutheilen, wie der Mann ſelbſt zugeſteht, der ſie an ihn ſchickte.

Der Buch- und Weinhändler Joel Cherbuliez hat zweimal an mich geſchrieben:

Das erſtemal machte er mir Anerbietungen, das zweitemal machte er wiederum Anerbietungen, fügte aber die Drohung bei, einen Brief vom 1. December zu veröffentlichen, einen gewiſſen Brief, ſagte er.

Dieſen Brief veröffentliche ich ſelbſt ſogleich und mit ihm die beiden Billette des Genfer Weinhändlers, dasjenige, das er an meinen Drucker ſchrieb, ſo wie die Antwort des Herrn Deſoche. Gleich den anderen Beweisſtücken waren auch dieſe zu ihrer Zeit und an ihrem Orte mitten unter Urkunden von weit größerer Wichtigkeit gegeben worden; aber bei der Stellung, in die man mich verſetzt hat, muß ich nicht bloß Alles ſagen, ſondern auch gewiſſe Dinge ſchnell ſagen, indem ich mir übrigens, wie bei meinem Briefe vom 1. December 1848, ſpätere Erklärungen vorbehalte.

. . . . . .

. . . . . .

Ich habe in dreizehn Tagen gethan, was ein Anderer kaum in dreißig gethan hätte.

Ew. Majeſtät geruhten mir Alles zu bewilligen, was ich für die Gräfin verlangte.

Das war noch nicht genug, Sire, ...

Während ich für die Gräfin einen Theil meiner Zukunft opferte, das Bischen Geld, das ich zu meiner Verfügung hatte, blieb ſie allein mitten unter einer feindſeligen Bevölkerung.

Ich erſuchte meinen Vater, einen ehemaligen Oberadjuncten der franzöſiſchen Schatzkammer, meine Mutter, die aus einer der älteſten Familien der Provence ſtammt, zu kommen und in der Geſellſchaft der Gräfin der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten.

Meine Eltern kamen.

Unſere Freunde ſtaunten.

Vergebens ſchickten ſie Vorſtellungen um Vorſtellungen. Feſt und entſchloſſen bekämpften wir den Sturm, die Gräfin wurde wieder zu Ehren gebracht in der öffentlichen Meinung, die ſich nicht an Perſonen zu vergreifen wagte, deren unangetaſteter Ruf und Namen Achtung einflößen mußte.

Endlich, Sire, verlangte die Frau Gräfin dringend von Ew. Majeſtät die Sicherſtellung des Vermögens, das Ihre Großmuth derſelben verſprochen.

Ew. Majeſtät weigern ſich und vertagen die Sache.

Ich habe die Ehre, an Ew. Majeſtät zu ſchreiben, und Sie gewähren Alles ....

Für ſo viele Dienſte, für eine ſo uneigennützige Hingebung, was habe ich empfangen, Sire?

Ew. Majeſtät mögen mich anhören.

Die Gräfin bemerkte im Theater einen jungen Mann mit blonden Haaren. Vergebens ſuchte ſie ihn an ſich zu locken. Endlich ſieht ſie ihn mit einem Herrn M. ſprechen. Ich kenne Herrn M. nur von der Gräfin her; in ihrem Salon, vor zwanzig Perſonen hatte ſie uns geſagt, er ſei ein Schurke, ein Gauner, ein Spion.

Die Gräfin ruft, ich weiß nicht durch welche Vermittelung, dieſen Herrn M. zu ſich, der ihr am folgenden Tage den bewußten jungen Mann vorſtellte, einen Herrn Grafen Z. aus Mecklenburg.

Sie erklärt mir, ſie liebe dieſen jungen Mann, welcher drei Millionen im Vermögen habe. Sie weiſe von Ew. Majeſtät Alles zurück, ſelbſt das, was ſie bereits empfangen; ſie werde dieſen jungen Grafen, der kaum 17 Jahre zählt, heirathen.

Ich mache der Gräfin die lebhafteſten, ſtrengſten Vorſtellungen.

Ich erinnere ſie nachdrücklich an ihre Pflicht gegen Ew. Majeſtät.

Sie wird zornig und entflieht.

Sie bringt ganze Tage im Hotel des Bergues zu, im vierten Stock, der Wohnung des Herrn M., wo der junge Mann ſie beſucht, bei den Rufenacht, welche von ihr und Ew. Majeſtät die Dinge geſagt und geſchrieben haben, die ich Ihnen mitgetheilt (ich beſitze den Brief).

Das Benehmen der Gräfin wird dermaßen ſcandalös, daß der junge Graf ſelbſt ſich genöthigt ſieht, Genf zu verlaſſen.

Die Gräfin eilt ihm nach Chambery nach.

Sie bringt ihn nach Genf zurück und nimmt ihn zu ſich.

Die Polizei, welcher der Herr Oberſt B., an den er empfohlen war, die Sache anzeigt, dringt in die Wohnung der Gräfin, bemächtigt ſich des jungen Mannes, befiehlt der Gräfin, die Stadt zu verlaſſen.

Die Gräfin wird der Erſchleichung angeklagt; ich wage nicht, hinzuzufügen, was man ſich hier offen ſagt.

Ew. Majeſtät haben den Brief des Herrn Dr. P. leſen können.

Die Gräfin wagt zu behaupten, ſie habe mich fortgejagt, während ich mich, ſowohl im Intereſſe meiner perſönlichen Würde, als auch um die Beſchimpfungen gegen Ew. Majeſtät nicht anſehen zu müſſen, zurückgezogen habe. Sie wagt Dinge hinzuzufügen, welche ich nicht wiederholen werde, da ſie meiner gänzlich unwürdig ſind.

Inzwiſchen, Sire, drängen ſich meine Freunde um mich und beſchwören mich, Rache zu nehmen vermittelſt einer Feder, deren Kraft und Schneide zu rühmen mir nicht zukommt.

Schreibe doch ein Werkchen,.... räth man mir: Sechs Monate bei Lola Montez.

Du haſt Briefe vom Könige erhalten, gieb ſie im Druck heraus.

„Was verlangen Sie für Ihr Werk?" fragen mich die Journale und die Buchhändler.

Und ich, Sire, weil ich des Vertrauens würdig bin, womit Ew. Majeſtät mich beehrt haben, weil ich ein Mann von Stand und Ehre bin, ich verachte die Beleidigung von Seiten eines leichtſinnigen, gedankenloſen Weibes.

Ich wende mich an Ew. Majeſtät.

Und ich ſage zu Ihnen:

Sire, von Ihnen allein fordere und verlange ich die Genugthuung, zu der ich berechtigt bin.

Erſtens Genugthuung für meine Ehre.

Ew. Majeſtät wird mir den Titel eines Kammerherrn, was ja ein reiner Ehrentitel iſt, zu übertragen geruhen, damit Jedermann wiſſe, daß ich von Ew. Majeſtät die Gutheißung und Belohnung eines rechtſchaffenen und hingebungsvollen Benehmens verdient und erlangt habe.

Zweitens Genugthuung an Geld.

Ich bin arm, Sire, ich habe in einer Zeit von ſechs Mo-

naten und auf meiner Reiſe viel verbraucht; ich habe eine ſehr ſchöne Stellung abgelehnt, ich habe meine Zeit, meine Geſundheit, meine Feder in Ihren Dienſt geſtellt.

Ew. Majeſtät mögen beurtheilen, ob ſechstauſend Franken eine übertriebene Summe ſind; die Gräfin müßte dieſe Genugthuung leiſten, die einzige, die wohl einen Eindruck auf ſie machen könnte.

Ich ſchreibe, Sire, unter dem Eindruck einer tiefen Entrüſtung.

Ew. Majeſtät werden begreifen, daß ich nicht Alles ſage; es giebt Dinge, die man nicht ſchreibt.

Die Gräfin v. Landsfeld ſoll meines Vaters Sohn nicht ungeſtraft behandelt haben, wie einen Schenkwirth oder wie die Geſellſchaft, mit der ſich die Gräfin, wie Ew. Majeſtät mir anvertraut haben, zu umgeben gewohnt iſt.

Ich habe mich als Mann von Stand und Ehre benommen, ich will als ſolcher behandelt ſein.

Mein Wunſch iſt jetzt nur noch, eine verkannte Hingebung, eine mit Füßen getretene aufrichtige Freundſchaft zu vergeſſen.

Ich werde Ew. Majeſtät die Briefe, welche Sie an mich geſchrieben, wie auch die Briefe der Gräfin, überhaupt Alles, was ich habe, zurückſtellen und mich nur des Königs erinnern, welcher mich mit einem Vertrauen beehrte, deſſen ich mich mit Stolz in jeder Beziehung würdig erkläre.

Ich erſuche Ew. Majeſtät um die Gewogenheit, mir mit umgehendem Courier zu antworten.

Ich habe die Ehre zu ſein Ew. Majeſtät unterthänigſter und gehorſamſter Diener.

Unterzeichnet: A. Papon.

Dieſer Brief wurde nicht, wie alle diejenigen, die ich die Ehre hatte, an Se. Majeſtät zu ſchreiben, den Herren Lom-

bard-Odier und Comp. in Genf, dem gewöhnlichen Canal zwiſchen Lola Montez und dem Könige, zugeſtellt oder an den Bankier Joſeph Hirſch in München übermacht, ſondern direct von Nyon an Herrn Roßmann, Advokaten Sr. Majeſtät, geſchickt, mit dem Auftrage, ihn augenblicklich zu übergeben und mir mit umgehendem Courier den Empfang zu melden.

Da ich keine Antwort erhielt, ſo ſchrieb ich am 14. December an Herrn Roßmann und erklärte ihm, daß ich ihn für die Nichtüberreichung meines Schreibens verantwortlich mache; zugleich wiederholte ich die Aufforderung, mir den Empfang zu melden und mich wiſſen zu laſſen, ob Se. Majeſtät den Brief empfangen haben.

Mit umgehendem Courier ſchrieb mir Herr Roßmann, er habe meinen Brief empfangen und Sr. Majeſtät überreicht.

Se. Majeſtät antwortete mir ſelbſt.

Tags darauf erſchien die Ankündigung meines Werkes in allen Journalen. Am dritten Tage wurde mein Proſpect verſandt.

Dieſes Buch wird nicht erſcheinen, haben gewiſſe Leute geſagt, die bei meinem Stillſchweigen ihre Rechnung finden würden, ... Das Gold wird ihm den Mund verſchließen, ... er will ſich erkaufen laſſen ... der Menſch treibt einen Handel mit Ehrabſchneidung und Scandal, ... die ganze Geſchichte läuft auf eine Prellerei hinaus.

. . . . . .

Möge der Leſer urtheilen und entſcheiden zwiſchen denjenigen, welche der Wahrheit für Geld einen Damm entgegenbauen möchten, und zwiſchen dem Manne, der ſolche Unterhändler von ſich weiſt und ihnen Trotz bietet! . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Dies iſt noch nicht genug . . . . . Man hat mir mit der Veröffentlichung meines Briefes gedroht, und nun habe ich ihn ſelbſt ſogleich der Oeffentlichkeit übergeben.

Aber unter dem gleichen Datum, am gleichen Tage ſchickte ich an die gleiche Adreſſe einen zweiten Brief. Ein und dasſelbe Couvert enthielt beide Depeſchen . . . . . .

Veröffentlicht einmal dieſe letztere.

Ich warte darauf.

Nyon, Villa Mon-Repos, 14. Jan. 1849.

Auguſt Papon.

Dieſen Briefen folgt dann eine erbauliche Einleitung über meine Perſon, und ich will es dem Publikum wieder erzählen, wie der Herr P.... mich portraitirt.

„Der Name Lola Montez iſt blos ein Theatername. Diejenige, die ihn führt, iſt keine Spanierin, ſondern, wie man bereits geſagt hat, eine ſchöne Irländerin. Ein Provinzialblatt hat behauptet, ſie ſei in Irland geboren, gehöre aber einer guten ſpaniſchen Familie an. Dies iſt ein Irrthum, es rinnt nicht ein einziger Tropfen dieſes ſüdlichen Blutes in ihren Adern; ſie iſt die Tochter des Obriſten Craigie, eines ſchottiſchen Edelmannes, welcher eine Irländerin heirathete, deren ausgezeichnete Schönheit ſich auf ihre Tochter vererbte. Dasſelbe Provinzialblatt behauptet, Lola ſei von einem Irländer entführt, aber in Dublin von ihm verlaſſen worden, und dieſer Umſtand habe den Anfang ihrer Odyſſee gebildet; auch daran iſt nichts Wahres. Lola heirathete im Gegentheil einen Herrn James, der ein ſehr anſehnliches Amt in Indien bekleidete. Seine geſellſchaftliche Stellung in dieſem Lande verſchaffte ihm den Zutritt in die höchſten Kreiſe und ſelbſt zur Tafel des Ge-

neral-Gouverneurs, Lord Auckland. Aber unglücklicherweiſe ſtarb Herr James und hinterließ ſeine junge Wittwe beinahe ohne alle Mittel; ſie kehrte nach England zurück, ging zum Theater und trat in der italieniſchen Oper als Tänzerin auf. Die Loge der Lions erkannte in ihr trotz des entlehnten ſpaniſchen Namens eine alte Bekannte. Dies genügte, um in London ihre Zukunft als Tänzerin zu ruiniren. Einmal erkannt, war ſie genöthigt, ſich zu entfernen. Sie ging auf das Feſtland, fiel in Paris auf einem Theater durch, machte auf einem andern Glück, und wanderte von Stadt zu Stadt; ihr Ruf als Künſtlerin erhöhte ſich in demſelben Verhältniſſe wie ihre Eroberungen als Frau zunahmen. Endlich kam ſie nach München, und hier gelang es ihr, wie ihre bereits umfangreiche Biographie nicht ermangeln wird, zu verzeichnen, ein Verhältniß einzugehen, welches alle Erfolge ihrer Kamerabinnen in demſelben Fache weitaus verdunkelt."

Irland behauptet alſo, das wahre Vaterland der Lola Montez zu ſein, aber mit Entziehung ihres Namens; Spanien ſeinerſeits nimmt die berühmte Tänzerin für ſich in Anſpruch und bezeichnet ſie mit Stolz als eine der weiblichen Berühmtheiten der Halbinſel. Das Eco del Commercio ſpricht ſich folgendermaßen aus:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die bätiſche Halbinſel außerordentliche Geiſter erzeugt, welche ſich überall, wo ſie erſcheinen, bemerklich machen. Unſere Landsmännin, die Senorita Lola Montez, hat an den Ufern der Elbe eine politiſche Revolution hervorgerufen. Der andaluſiſche Boden hat Europa verſchiedene weibliche Notabilitäten gegeben. Die Malibran und die Lola Montez werden in der civiliſirten Welt immer mit Hochachtung genannt werden."

Hat die Prinzeſſin dieſe Fabeln geleſen? Hat ſie dieſelben

erfunden? Liebt ſie das ſeltſame Geheimniß, in welches ſie dadurch gehüllt wird? Muß ſie ſich nicht in ihrem eigenen Intereſſe ſelbſt mehr ausſprechen?

Ich weiß es nicht, aber jedes ihrer Worte bekräftigt und zerſtört hinwiederum ihre beſterfundene Lüge, diejenige, die man mit dem größten Vergnügen als baare Münze genommen hätte.

Sie ſpricht und ſchreibt Spaniſch, noch beſſer Engliſch; in das Franzöſiſche miſcht ſie engliſche und ſpaniſche Ausdrücke und Redensarten; ſie weiß ein paar Worte der Hindu- und ſogar der Sanskritſprache; ſie iſt im Stande, eine gute lateiniſche Phraſe zu drechſeln; ſie verſteht ein klein wenig Deutſch.

Sie kennt Andaluſien wie England, Frankreich wie Schottland, Rußland wie Polen, Preußen wie Bayern; ſie erzählt Euch in einem Athem von Paris und Berlin, von Krakau und Seringapatam, von Sevilla und Petersburg.

Die merkwürdigſten Männer dieſer verſchiedenen Länder ſind ihr ganz genau bekannt.

Die Einen haben umſonſt die Glut ihrer Herzen an ſie verſchwendet, und die Andern haben vergeblich durch die glänzendſten Anerbietungen ihre Tugend verſucht. In London legt Lord P. die ſchönſten Diamanten des Mortimerſchen Magazins ihr zu Füßen; in Paris bemüht ſich der Bankier R., auf Eiſenbahnen zu ihrem Herzen zu gelangen; in Petersburg will ſie der Fürſt T. um 1200 Bauern verführen.

Alle Hof- oder Couliſſen-Intriguen ſind ihr bekannt; ſie hat ſie geleitet, oder wenigſtens Theil daran genommen.

Die Damen kennt ſie nicht perſönlich, aber ſie erzählt über ſie eine Maſſe Anekdoten, die in der Scandalchronik der vornehmen Welt noch neu ſind. Für ſie giebt es überdieß keinen eitlen Rangunterſchied: ſie hat Alles von einem ſo hohen oder ſo niedrigen Standpunkt aus angeſehen, daß in ihrer Erinne-

rung oder Einbildungskraft jeden Augenblick der Prinz und die Logenſchließerin, der Stallknecht und die Markgräfin, die Königin und der Contremarkenhändler mit einander zuſammengerathen.

Ihr iſt keiner der verſchiedenen Gebräuche von allen Ländern, welche ſie durchwandert hat, unbekannt; ſie kennt ganz genau die Etiquette der Höfe, vor welchen ſie getanzt hat, und die Titel- und Rangordnung an denſelben.

Sie hat alle Denkmäler der Hauptſtadt in Augenſchein genommen und beſchreibt ſie, als wäre dies erſt geſtern geſchehen.

Sie ſpricht mit eben ſo großer Kennerſchaft von den unterirdiſchen Gewölben Elloras und von den Basreliefs des Fakirs, wie von dem Chateau-Rouge und ſeinen Gärten, von dem Tower in London, wie von der Walhalla, von dem Alcazar, wie von der Statue Peter's des Großen.

Ein ſehr ausgezeichneter Mann, der Herr Graf von N., beſuchte Lola bei ſeiner Rückkehr von vieljährigen Reiſen in Indien und China. Voll Verwunderung, daß ſie beinahe eben ſo viel von dieſen Ländern wiſſe, als er ſelbſt, fragte er mich beim Abſchied, ob ſie ſchon lange aus denſelben zurückgekehrt ſei?

Ich weiß nicht einmal, antwortete ich, ob ſie jemals dort war.

In Wahrheit iſt ſie jedoch eben ſo unwiſſend, als ſie ſich bemüht, unterrichtet zu erſcheinen, und verfällt daher in ihrer gelehrten Manie jeden Augenblick in plumpe Irrthümer, welche den gänzlichen Mangel an einer gründlichen Erziehung verrathen.

Wenn ſie von ihren Reiſen und Verbindungen ſpricht, kann man ſie anhören und Gefallen finden an Erzählungen,

die im Anfang einige Abwechslung darzubieten ſcheinen, welche aber, da ſie ſich beſtändig in gleichen Cirkeln bewegen, zuletzt monoton werden und überdies ganz unglaublich ſind; dagegen kann man ſich eines Lächelns kaum erwehren, wenn ſie mit einer beinahe königlichen Autorität über Gegenſtände der Kunſt, der Literatur, der Geſchichte oder Politik abſpricht.

Mit unerſchrockener Zuverſichtlichkeit wirft ſie Wouwermann und Titian, Murillo und Albrecht Dürer, Miguard und Cimabue unter einander; ſie verwechſelt Byron und Cervantes, Puſchkin und Beranger, Schiller und Sadi; ſie ſpricht von Heinrich IV. als von dem Sohne Heinrich's III., ſie hält die Jungfrau von Orleans für eine Römerin und tadelt Ludwig XVIII. wegen der Zurücknahme des Edicts von Nantes; endlich iſt ſie eine ausgeſprochene Feindin der Metternich'ſchen Schule, und erklärt die Ereigniſſe vom Juli 1830 aus der Beſchränkung der Theaterunterſtützungen, die Revolution in München aus den Bedenklichkeiten des Königs Ludwig, welcher Anſtand genommen, die Königin zu verſtoßen und ſie zu heirathen, die Flucht des Papſtes nach Gaëta aus der unfreundlichen Art, wie die barmherzige Schweſter Marie von Genf ihr begegnet ſei.

Es liegt auf der Hand, daß ſie die Geographie aus dem Poſtbuche, die Literatur aus Almanachen, die Malerei aus dem Journal zum Lachen, die Geſchichte bei den Theater-Coſtümiers und die Politik bei Seiner Majeſtät dem König Ludwig von Bayern ſtudirt hat . . . . . .

. . . . . .

Wie alt, wird man fragen, mag dieſe Dame ſein, die ſo viele Länder durchreiſt, die all' dieſe Reiche beſucht hat, und von Ereigniſſen, die einander ſo fern liegen, gerade ſo ſpricht, als hätte ſie denſelben angewohnt."

Iſt ſie eine ewige Jüdin, verdammt zu unaufhörlichen Reiſen und endloſen Wanderungen?

Abermals ein Geheimniß!

Lola iſt die Sphinx von überall.

Ich täuſche mich.

Wie der Held des griechiſchen Dichters hat ſie eine einzige Stelle, die für den Pfeil verwundbar iſt.

Aber es iſt nicht die Ferſe.

Habt Ihr Beſucher aus allen Nationen in ihrem Schlafzimmer nicht die geſchmackloſe Lithographie geſehen, welche den Amor vorſtellt, wie er in einer Schaluppe die Zeit vertreibt?

Iſt nicht der Augenblick gekommen, dieſem kahnführenden Cupido als Pendant das Bild der Zeit an die Seite zu ſtellen, wie ſie den Amor vertreibt?

Mögen die launenhaften Winde und die wechſelnden Fluthen des Genferſee's und der Themſe dem Gott günſtig ſein, der leider mit der ganzen Schnelligkeit der Ruder des unermüdlichen Greiſes dahinflieht! Mit ihm entfliehen für immer die holden Worte, die zärtlichen Bekenntniſſe, die fürſtlichen Narrheiten, die königlichen Verſchwendungen.

Dieſe Grafenkrone iſt ein Blumenkranz, ein Eintagskranz! Auf ſeinem ſchleunigen Rückzug entführt ſie der Gott unter ſeinen Flügeln.

Verlaſſene Ariadne, vergebens rufſt Du auf dem öden Sandufer der Verbannungsinſel nach dem Sohne Cytherens. Getreuer, als er, wiederholt nur das Echo Dein Angſtgeſchrei, vermiſcht mit Thränen und Gewiſſensbiſſen.

Gewiſſensbiſſen, habe ich geſagt?

Iſt ſie bereits bei der Reue angelangt?

Will die arme Sünderin mit ihren langen Haaren, auf

welchen die Winter keinen Schnee zurückgelaſſen haben, bereits ihre Schmach verhüllen?

Beweint ſie bereits knieend auf dem prachtvoll eingelegten Betpulte, dem Meiſterwerk proteſtantiſcher Kunſtſchreinerei, ihre unſühnbaren Fehler?

Seufzt ſie zu den Füßen dieſes Kreuzes von Perlmutter und Ebenholz, dem aus dem heiligen Lande ſtammenden Geſchenke eines Königs, zermalmt von dem doppelten Schreck der Erinnerung und der ewigen Drohungen?

Hat der Roſenkranz von Achat und Silber dieſe Finger, die man nur fähig glaubte, Cigaretten zu halten, oder auf einer kreiſchenden Guitarre zu klimpern, genugſam abgekühlt?

Und dieſer aus München mitgebrachte Todtenkopf, ſinnt ſie über ihn nach in ihren immer allzu langen, durch endloſes Wachen abgekürzten Nächten?

Im Schloſſe der Kaiſerin, wie im Pavillon der Paquis, hat man ſie immer traurig, ſorgenvoll, düſter geſehen.

Die Ruhe, die Einſamkeit machen ihr Angſt, ſagt ſie.

In den unvermeidlichen Stunden des Schlafes, beſtändig umgeben von Mariane Rufenacht und von ihren Hunden, zittert ſie, mit ſich ſelbſt allein zu ſein.

Welcher Art iſt wohl das Geheimniß dieſes unbekannten ſchreckenvollen Lebens?

Welche furchtbar düſteren Heimlichkeiten liegen verborgen oder ſollen verdeckt werden durch dieſe Vorſichtsmaßregeln, dieſe mit jedem Tage, mit jeder Stunde ſich wiederholenden Lügen?

Spanierin, Engländerin, Carougerin, wer ſind Sie denn?

Wollen Sie etwa die antiken Ehren jener ägyptiſchen Gottheiten anſprechen, die ſo lange Zeit vor den Thoren der zertrümmerten Städte ſaßen?

Unbeweglich und ſtumm gleich dieſen, glauben Sie vielleicht noch lange Zeit das undurchdringliche Räthſel der Vergangenheit für ſich behalten zu können?

Er fragte mich nach der Löſung derſelben, der Mann, der an ſie ſchrieb: Geliebte Lolita!

Und ich gab ihm zur Antwort: Sire, ich weiß ſo wenig wie Ew. Majeſtät.

Erinnern Sie ſich, wie oft ich ihnen dieſe Unterhaltung erzählte, und mit welch höhniſchem Lächeln Sie von ihm ſagten: Seine Ohren waren geſpannt: Sus orejas apretadas.

Es war Ihnen leicht, einen König zu täuſchen.

Ein neues Mährchen koſtete Sie ſo wenig.

Aber alle Leute zu belügen, allen Leuten die Wahrheit zu verbergen, iſt unmöglich, und bevor ich am Schluſſe dieſes Buches gleich dem ſpaniſchen Chroniſten meine Feder mit einer ehernen Kette anbinde, werde ich die Wahrheit über Ihre Geburt, über Ihre Jugend, Ihr Alter bekannt gemacht haben, in Bezug auf welches letztere ich von der Frau v. Girardin die Verſe entlehne, die auf Sie, theure Cornelie, gedichtet worden ſind, zur Zeit, als Sie bloß über einen Journaliſten herrſchten:

Sei auch Cornelie, das tanzende Skelett,
In ihrer Jugend einſt geweſen noch ſo nett,
Erzähle ſie auch ſtets von ihren weiland Siegen,
Man ſchweigt, denn ihre Macht liegt in den letzten Zügen,
Ach zwiſchen dreißig ſchon und vierzig ſteht die Alte!

Doch wir ſind im Begriff mit der berühmten Abenteurerin das phantaſtiſche Land der Träume und Myſterien zu verlaſſen.

Auf der Straße, die ſie fortan wandelte, werden lärmende Liebeshändel, ſcandalöſe Prozeſſe, die unvermeidliche Polizei, abwechſelnd gehäſſige, zuweilen blutige Wegzeiger errichten.

Wir werden uns nicht mehr verirren.

Vielleicht wäre es beſſer geweſen, noch länger beim Klingklang ihrer Mandoline in dieſem unentwirrbaren Labyrinthe von Mährchen und Erzählungen umherirren zu können.

Eine glanzloſe arme Zigeunerin, wäre ſie des Mitleids, vielleicht der Liebe würdig geweſen. Wer dürfte es wagen, einen Stein auf die Esmeralda zu werfen?

Aber die Buhldirne, welche eine Königin vorſtellen will, verdient bloß Verachtung, Bann und Verwünſchung.

In den entſetzten Ohren Lola's erklingen noch immer die Todesſchreie von München; in den mit gräflichen Wappen geſchmückten Equipagen, worin ſie noch einige Tage ihre armſelige Größe ſpazieren führt, glaubt ſie noch immer Steine und Koth regnen zu ſehen.

Fortgeriſſen in dem vergoldeten Wirbelwind einer unverhofften Erhebung, wagte ſie von dem Erfolg eines unmöglichen Kampfes zu träumen, und während ſie die Juſtiz, die Moral und öffentliche Entrüſtung zu Gegnern hatte, möchte die Närrin die Ehren einer politiſchen Niederlage in Anſpruch nehmen.

So hatte es der Dichter vorhergeſagt; aber ſeine edlen Klänge wurden weder gehört noch begriffen von einer Perſon, welche er eben ſo geiſtreich als beredt zu belehren ſich die Mühe nahm."

So weit dieſe vortreffliche Schilderung.

Nicht wahr, klingt ſie nicht wie ein Roman à la Eugen Sue oder Alexander Dumas?

Und mit dieſer herrlichen Biographie der Lola Montez, der verruchten, leichtſinnigen Tänzerin, ſind die Memoiren geſchloſſen?

Wie? wußte der Herr nichts mehr? —

Oder hat er ſeine Tauſende für die niedergelegte Feder

zuſammengepackt und ſich an einen anderen, eben ſo vortrefflichen Roman gemacht?

Was mich betrifft, ich will ihn gern dafür bezahlen, — wenn er weiter ſchreibt! —

Die Lüge hat auch ihren Werth, ſie hat den Werth, zu zeigen, daß man die Wahrheit nie theuer genug erkaufen kann.

Hundertdreiundſiebenzigſtes Kapitel.

Die Franzoſen, wie ſie waren und wie ſie ſind.

Abermals war ich in Paris.

Ich war in Paris im Jahre 1848.

Nur ein paar Jahre waren verſtrichen, ſeitdem ich Paris zum letzten Male geſehen hatte.

Welch eine Veränderung!

Wo war Louis Philipp, wo waren ſeine Prinzen, wo waren ſie Alle, die Herren, welche noch vor einem Jahre ſich um die Herrſchaft über dieſes wetterwendiſche Paris ſtritten?

Wahrlich, die Herrſchaft muß einen mächtigen Zauber haben, wenn ſich ſtets neue Candidaten für dieſen Thron auf einem vulkaniſchen Boden finden. —

Was wird die Welt von dieſem Paris noch zu erwarten haben?

Mag in Paris der Säbel oder der Frack herrſchen, Paris bleibt Paris.

Und wenn ſich alle Klaſſen der Geſellſchaft Frankreichs es

tauſendmal vornehmen, ein anderes Paris zu ſchaffen, — Paris bleibt dennoch das alte.

Die Franzoſen ſcheinen einmal — ich wiederhole es — den weltgeſchichtlichen Beruf zu haben, der moderne ewige Jude zu ſein, welcher nicht raſten kann, bis das ſociale Problem der Zukunft, zum Heil oder Unheil des Menſchengeſchlechts, gelöſt ſein wird.

Den Charakter der Franzoſen, dieſes Volkes, welches ſchon wieder die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich hinzieht, hat ein Engländer, welcher alles Nationalvorurtheil abgeſtreift, mir ſehr gut dargeſtellt. Ich halte in dieſer Zeit nichts für nöthiger, als über den Charakter der verſchiedenen Völker ſich ein möglich klares und unbefangenes Bild zu machen, um ſowohl die Zeitereigniſſe, welche uns gegenwärtig berühren, als die, welche uns bevorſtehen, würdigen zu können.

Wir gehen einer verhängnißvollen Zukunft entgegen, darüber täuſcht ſich das allgemeine Zeitbewußtſein nicht.

Ich halte das Temperament eines Franzoſen, gleich dem eines Welſchen, für jähzornig. Es wäre mir ſehr unangenehm, ſelbſt wenn ich die Kraft und das Geſchick eines Preiskämpfers vom erſten Range beſäße, einen Franzoſen, der ein Meſſer oder irgend eine tödtliche Waffe zur Hand hat, zu ſchlagen. Ein Freund von mir machte vor einigen Jahren dieſen Verſuch und mußte ihn ſtreng büßen. Ein Beiſpiel dieſes jähzornigen und unritterlichen Benehmens kam vor einiger Zeit in Calais vor. Ein Mann, der mit Beſen handelte, legte ſein Bündel dicht an die Thür eines Kaffeewirthes. Daraus entſtand ein Wortwechſel, und Letzterer ſchlug den armen Beſenhändler mit einer leeren Flaſche, die er gerade in der Hand hatte, auf den Kopf, ſo daß er auf der Stelle todt blieb. Dieſe Heftigkeit iſt mit den übrigen Charakterzügen der Franzoſen

unter welchen Humanität und Gutherzigkeit die erste Stelle einnehmen, kaum zu vereinen. Was aber ihre Sitten betrifft, so möchte ich mich vor Allem auf die Worte des Dr. Moore berufen, der sich lange in Frankreich aufhielt, und dem man gerade nicht nachsagen kann, daß er frei von Vorurtheilen sei.

„Höflichkeit und gute Sitten, sagt er, sind in Frankreich, wenn auch in verschiedenen Graden, unter allen Klassen zu Hause, vom höchsten Adel bis zum niedrigsten Handwerker. Dies ist ein hervorstechenderer Zug des französischen Nationalcharakters, als die Unruhe und der Leichtsinn, welchen man den alten wie den neuen Bewohnern dieses Landes stets zum Vorwurf gemacht hat. Der Große ist höflich gegen seine Untergebenen, der Glückliche gegen die Unglücklichen, selbst der Bettler, wenn er um Almosen anspricht, thut dies als homme comme il faut; und wenn ihm seine Bitte abgeschlagen wird, so kann er wenigstens sicher sein, daß er mit einem Schein der Humanität, aber nicht mit Grobheit oder Schimpf abgewiesen werden wird. Diese, wie alle allgemeinen Bemerkungen über die Sitten und den Charakter einer Nation, hat ihre Ausnahme, aber im Allgemeinen sind seine Sitten in Frankreich vorherrschend. Was aber ihre Eitelkeit betrifft, so scheint mir dieselbe ein sehr verzeihlicher Fehler zu sein; denn über welches Volk, über welchen Menschen übt er nicht seine Gewalt aus? Unter seinem Einfluß erweitern sich nicht nur die heiteren Blumen der Jugend, selbst der ausgetrocknete Busen des Alters wird von ihm auf's Höchste erregt." —

Selbst in den unbedeutendsten Dingen zeigt ein Franzose seine Gutmüthigkeit und Höflichkeit. Er wird z. B. nie eine Prise Tabak nehmen, ohne dir seine Dose anzubieten, magst du ihm noch so fremd sein. Doch das Anbieten der Tabacksdose als ein Zeichen der Freundschaft ist eine alte Sitte, und

noch älter iſt die Sitte, daß Männer und Frauen einander öffentlich küſſen, und ich geſtehe, es iſt ein ſchöner Reſt alterthümlicher Sitten. Sie ward ſchon von den Alten ſo ſtreng beobachtet, daß, wie uns Sueton erzählt, man für einen Grobian galt, wenn man ſie nicht beobachtete. Die Franzoſen begrüßen ſich auf dieſe alte Weiſe, wenn ſie mit einander zuſammen kommen und wenn ſie ſich trennen.

Das geſellige Leben der Franzoſen, ihr Benehmen und Temperament läßt ſich nach einer vereinzelten Thatſache beurtheilen. In der ganzen Zeit meines hieſigen Aufenthalts gab es eine ziemliche Anzahl Duelle unter den Engländern, während ich nur von einem einzigen weiß, das unter den Franzoſen vorfiel. Und was die allgemeine Moral betrifft, ſo will ich mich auf eine Klaſſe von Leuten berufen, die man den Bodenſatz der Geſellſchaft zu nennen pflegt, ich meine die beim Fiſchhandel betheiligten Perſonen, und auch die Bootsleute. Ich war in den letzten zwei Jahren zweimal in Gefahr zur See, einmal auf einem offenen Franzöſiſchen Boote, das andere Mal auf einem Engliſchen. Man höre, wie ſich die Schiffer benahmen; der einzige Ruf, den ich auf dem Franzöſiſchen Boote hörte, war: fort oder vite, d. h. zieht ſtark an, wenn ſie eine Woge auf uns heranſtürzen ſahen, während auf dem Engliſchen faſt jeder Ruderſchlag von einem Fluche begleitet war. Dann zeichnen ſich die Fiſcher der Franzöſiſchen Küſte und beſonders von Calais durch ihre religiöſe Gewiſſenhaftigkeit aus, die ſie mitunter bis zur abergläubiſchen Furcht treiben, aber die wildeſten religiöſen Begriffe ſind beſſer als gar keine, und ich fürchte ſehr, daß den Dover-Bootsleuten in dieſer Beziehung faſt Alles fehlt. Doch dürfen, wie Goldſmith bemerkt, Fremde, wenn ihnen ſolche Scenen auffallen, die ſie im eigenem Lande nicht gewohnt ſind, ihre Vorſtellungen von den

Engländern nicht nach den Tugenden und Laſtern des gemeinen Volkes bilden, indem dieſes ſeine Fehler dem Fremden rückhaltslos bloßſtellt, ſeine Tugenden aber nur dem forſchenden Auge des Philoſophen zeigt. Aber einen Mangel rügt er an ſeinen Landsleuten, der nicht zu beſtreiten iſt. Fremde, welche England beſuchen, finden wenig von jenen kleinen Zuvorkommenheiten, welche anderswo ſo häufig, und welche Zeichen eines gegenſeitigen Wohlwollens ſind, ohne daß eine nähere Bekanntſchaft vorausgegangen iſt, und ſo werden die Fremden leicht geneigt, wenn ſie in die Heimath zurückkehren, England als das Land des Spleens, der Grobheit und der ſchlechten Laune zu ſchildern.

„Die Franzoſen ſcheinen mir nicht bloß für Handlungen der Höflichkeit und Achtung ſehr empfänglich zu ſein, ſagt Moore, in der That, man darf nur höflich gegen ſie ſein, und man kann Alles mit ihnen machen, — ſondern auch ſehr dankbar für wirkliche Wohlthaten; ich ſpreche jetzt von den niederen Ständen und will hier einige Beiſpiele anführen. Zur Zeit, als die Cholera graſſirte, hemmte ich den Fortſchritt der Krankheit bei einer Webersfrau in meiner Nachbarſchaft, indem ich ihr zeitig Medizin zukommen ließ, und ſie bewies ihre Dankbarkeit, indem ſie mir drei Oſterſonntage hinter einander — und ſie würde es, wenn ich es zugegeben hätte, länger fortgeſetzt haben — einen großen Butterkuchen von ihrer Fabrik ſchickte. Eben ſo wiſſen die Fuhrleute auf dem Kanal hinter meinem Hauſe und die Arbeiter auf dem großen offenen Felde, wenn ich ihnen an heißen Tagen eine Flaſche gewöhnlichen Weins zu ihrem Mittageſſen ſchicke, oder einen Krug warmen Kaffee zum Frühſtück an kalten Tagen, dies ſehr hoch zu ſchätzen; und ſollten die Erſteren finden, daß mein Boot los gegangen iſt und forttreibt, ſo bin ich ſicher, daß ſie es wieder anbinden,

ſo wie die Letzteren mir zu jedem kleinen Dienſte erbötig ſind. Und ſo iſt es auch unter den höheren Ständen. Ich ſchaffte dem Fürſten von der Moskwa einige Stallbiener und kaufte für ihn einen Renner, der mehr als gewöhnliches Glück hatte. Seine Dankbarkeit für dieſe unbedeutenden Dienſte ſchien keine Grenzen zu kennen, was man aus den freundlichen, ich möchte ſagen, zärtlichen Briefen, die er an mich ſchrieb, erſehen konnte."

In allen Ländern, in denen die Civiliſation ſehr hoch geſtiegen iſt, bringen es die Bedürfniſſe der Geſellſchaft mit ſich, daß man von einer gewiſſen Klaſſe der Geſellſchaft ſagen kann: der Sonntag ſelbſt bringt ihnen keine Ruh; auf der anderen Seite aber giebt es in Frankreich wieder Viele, welchen an dieſem Tage wohl Raſt vergönnt wäre, die aber aus eigenem Antriebe dieſen Vortheil aufgeben, und eben ſo giebt es Viele, welche zu glauben ſcheinen, daß man, wenn man nach Art der Pſalmiſten nur im Tanze Gottes Namen preiſe, ſein Gebot des Ruhetages erfülle. Nun gehöre ich keineswegs zu denen, welche nicht glauben, daß der Sonntag zu einem Tage der Erholung und des Vergnügens beſtimmt ſei, oder daß es zu irgend einer Zeit dem Menſchen verboten ſein ſollte, die Sorgen und unabwendbaren Leiden des Lebens im Genuß der flüchtigen Stunde zu vergeſſen; und ich bin feſt überzeugt, daß diejenigen Perſonen in jedem Lande, welche die harmloſen Zerſtreuungen des Volkes am Sonntage gern abkürzen möchten, weit davon entfernt ſind, in moraliſcher Beziehung ihre Freunde zu ſein.

Es iſt mir oft eingefallen, daß die politiſche Welt in Frankreich weniger aufgeregt ſein würde, als ſie es iſt, wenn die Franzoſen etwas männlicher wären, wenn ſie z. B. mehr an männlichen Beluſtigungen Gefallen fänden. .Die Jagd und die Rennbahn bilden bei den Engländern, wenn ſie zuſammen

kommen, einen Hauptgegenſtand der Unterhaltung. Um wie viel beſſer iſt es, daß ſie harmlos über ſolche Dinge plaudern, als über die Regierung raiſonniren oder gar ſich gegen das Leben ihres Souverains verſchwören. Durch die Vertheilung des Eigenthums in dieſem Lande iſt die Zahl der Perſonen, die ein kleines Eigenthum beſitzen, welches gerade ausreicht, ihnen Unabhängigkeit zu gewähren, d. h. ſie zu Müſſiggängern zu machen, viel größer, als in England, wovon man ſich bei einer Reiſe durch die größeren und ſelbſt die kleineren Städte der Provinz überzeugen kann.

Da die Franzoſen kein Intereſſe an Agrikulturbeſchäftigungen haben, noch an Feldbeluſtigungen Theil nehmen, ſo haben ſie außer ihren rein häuslichen Angelegenheiten wenig, was ihnen Stoff zur Unterhaltung bietet, und ſind alſo gezwungen, ſich zur Politik zu wenden. Doch iſt mir nie zu Ohren gekommen, daß, wenn ſie auch noch ſo ſehr vom Parteigeiſt beherrſcht ſind, eine Verſchiedenheit der Meinungen unter Franzoſen eine gleiche perſönliche Erbitterung erzeugt, wie neulich in England, wo ein whigiſtiſcher Beſitzer von Dachshunden ſeiner Koppel in einen gewiſſen Theil ſeines Landes nicht folgen wollte, weil derſelbe von toryſtiſchen Edelleuten angefüllt ſei. Das Beiſpiel des ganzen Alterthums ſollte wohlerzogene engliſche Gentlemens von ſo engherzigen Anſichten heilen. Die Freundſchaft des Tacitus und Plinius war faſt ſprichwörtlich, indem der Eine kaum ohne den Andern erwähnt wird, und doch war Tacitus ein eben ſo feuriger Republikaner, als Plinius ein Verehrer der kaiſerlichen Gewalt und der vorzüglichen Tugenden ſeines Beſchützers Trajan. Auch in Frankreich ſtört jene Verſchiedenheit der Anſichten über Politik und Religion nicht den geſelligen Umgang. Was man religiöſe Heuchelei nennt, iſt in Frankreich ſehr ſelten, und

das ist gewiß sehr gut; denn, wie Bacon bemerkt, folgt auf Heuchelei in dem einen Zeitalter ganz sicher Atheismus im nächsten, und England selbst hat diese furchtbare Prophezeihung wahr gemacht.

Im Ganzen aber hat sich der Volkscharakter und die Sitten und Gewohnheiten der höheren Stände in Frankreich sehr wenig verändert, und ich erinnere mich eines italienischen Briefes aus dem 17. Jahrhundert, welcher die damaligen Zustände Frankreichs schildert und gewiß von sehr hohem Interesse ist.

Ich gebe hier einige Auszüge aus demselben:

„In diesem Lande, schreibt der Italiener, sind die Fremden wohl aufgenommen, wenn sie nur nichts verlangen. Sie können sich hier amüsiren, so viel sie wollen, denn die Franzosen selbst haben eben nichts Anderes zu thun. Wenn man in diesem Lande nicht beständig zwei Schutzengel zur Seite hat, den einen für den Leib, den andern für die Börse, so bringen uns die eigene Sinnlichkeit und die Habsucht Anderer erst auf den Hund und dann in's Hospital. Für das, was ich hier verloren habe, habe ich wenigstens ein neues Gut gewonnen: ich bin Schmeichler geworden. Man ist hier genöthigt, stets und Alles zu loben, und die schlechten Dinge noch mehr, als die guten, sonst kann man mit den jungen Leuten nicht in Frieden leben. Nur mit der Scheinheiligkeit halte ich es nicht, da ich nicht leiden kann, daß man Gott und Menschen betrügt, um dem Teufel Plaisir zu machen. Ich habe mich zum Doktor der Komplimente promovirt, besonders weit habe ich es in der Kunst gebracht, um Verzeihung zu bitten; diese Art Ceremonien sind in Frankreich noch gewöhnlicher, als in Italien die Liebesseufzer. Kein Kompliment und keine Artigkeit kann man sich erweisen, ohne daß man um Verzeihung bittet; unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß man alle

Beleidigungen verzeiht, und wenn Jemand ſich erinnern könnte, daß er beleidigt worden, ſo wäre er kein guter Franzoſe.

Was Paris betrifft, ſo weiß ich nicht, wo ich mit der Schilderung dieſer Stadt beginnen ſoll, deren Bewohner bis auf die Brücken des Fluſſes und die Dächer der Häuſer wohnen, und deren Frauen, die nur Helden zur Welt bringen, mehr zu ſagen haben, als die Männer. Dieſe große Stadt iſt der Sitz der Unruhe, und da ich eine Beſchreibung derſelben geben ſoll, ſo will ich mit der raſtloſen Bewegung, die hier Tag und Nacht ununterbrochen herrſcht, anfangen.

Als Neros Lehrer von der Ruhe ſeines Lebens ſchrieb, dachte er wahrſcheinlich an die Miethkutſchen ſeiner Zeit, indem er die Ruhe mit dem unaufhörlichen Geräuſch verglich, das dieſelben in Rom machten: es giebt deren hier eine unendliche Zahl, die nur dazu gemacht ſcheinen, um die Lebenden zu tödten. Die Pferde, welche ſie ziehen, freſſen gehend, die Kutſcher ſind ſo brutal, ihre Stimme iſt ſo heiſer und unangenehm, und das Klatſchen ihrer Peitſchen vermehrt die Töne auf eine ſo entſetzliche Weiſe, daß es ſcheint, als ſeien alle Furien in Bewegung, um aus Paris einen Aufenthalt der Verdammniß zu machen. Dieſer Folterwagen wird nach Stunden bezahlt, eine Sitte, die ſichtlich erfunden worden iſt, um die Tage abzukürzen in einer Zeit, wo das Leben ſo kurz iſt.

Wenn ehemals ein Kaiſer, um ſich von Rom's Größe einen Begriff zu verſchaffen, ſo thöricht war, alle Spinnengewebe im Umfange dieſer Stadt ſammeln und wiegen zu laſſen, ſo könnte man die Größe von Paris viel ſicherer nach der außerordentlichen Menge von Lakaien, Pferden, Hunden, Prozeßführern und Spitzbuben, die man daſelbſt findet, beurtheilen: alle dieſe Leute bilden ein Drittel der Bevölkerung. Nimmt man hinzu die Unzahl von Glocken, die, an unzähligen

Thürmen hängend, mit ihren kläglichen Klängen die Ruhe aus der erſten Luftregion verſcheuchen, und hierzu noch das Geheul und Geſchrei Aller, die auf den Gaſſen Grünzeug, Milch, Obſt, Lumpen, Sand, Beſen, Fiſche, Waſſer und tauſend andere zum Leben nothwendige Dinge ausrufen, ſo wird man zu der Einſicht kommen, daß es keinen Taubgebornen auf der Welt geben kann, der ſich ſelbſt ſo wenig liebt, daß er um den Preis, ſo eine diaboliſche Höllenmuſik zu hören, das Gehör wieder zu erlangen wünſchte.

Das Volk berauſcht ſich nur an den Feiertagen, wo es nichts thut, arbeitet aber um ſo fleißiger an den Wochentagen. Es giebt kein Volk in der Welt, das fleißiger iſt und doch ſo wenig erwirbt, weil es Alles ſeinem Leib und ſeinem Magen giebt, und dennoch iſt es immer guten Muthes."

Dieſer Schilderung folgen noch einige andere über verſchiedene Gegenſtände, und ich will zuerſt mit der wichtigſten, der Frauen, beginnen.

Hundertvierundſiebenzigſtes Kapitel.

Die Pariſer vor hundertundfünfzig Jahren.

Die Frauen. — Die Sprache. — Woran man einen Franzoſen erkennt. — Die Höflichkeit. — Die Moden. — Was man in Paris findet, und was nicht.

Beſonders leidenſchaftlich lieben hier die Frauen die kleinen Hunde, und ſie lieben dieſe ſo zärtlich, als ob ſie von dem Geſchlecht des Hundes wären, welcher dem Tobias folgte. Sie ſind der ſchönſte und zugleich der häßlichſte Schmuck der Stadt, denn die Schönen ſind ſelten; aber in Anmuth und Lebhaftigkeit übertreffen ſie alle Frauen der Welt, und dadurch wird es ihnen ſo leicht, zu überreden, Alles für ſich zu gewinnen und niemals etwas zu verlieren. Sie haben auch das Vorrecht, ihrer Männer Herr zu ſein und Niemandem zu gehorchen. Die Freiheit, welche dieſes Geſchlecht hier hat, iſt größer, als die der nomadiſirenden Araber, welche niemals des Abends an den Orten ſchlafen, wo ſie des Morgens aufgeſtanden ſind. Sie ſind ſchlau und beredt, ſie verkaufen öffentlich in den Läden und auf den Plätzen und geben den Männern weder in der Kunſt, zu nehmen, noch in der, zu übervortheilen etwas nach.

Die, welche gern die Gelehrten ſpielen wollen, geben Nie-

mandem Pardon, und wenn ſie die Maximen des Aminthos im Kopfe haben, ſo iſt kein Xenokrates ſo ſtreng, der ſich nicht überreden ließe. Einige beſteigen den Parnaß in Geſellſchaft der Dichter, und da man hier die Unkenntniß ſelbſt in unnützen Dingen übel nimmt, ſo rühmen ſich faſt alle Frauen, Lehrer gehabt zu haben und aus einer Schule hervorgegangen zu ſein. So ſind Einige unter ihnen, die Bücher machen, die Klügſten gebären Kinder und die Frömmſten tröſten die Verlaſſenen, die Nüchternſten eſſen täglich eben ſo oft, als die Muſelmänner beten, da es die Sitte des Landes iſt, die aufgehende Sonne mit dem Brod in der Hand zu begrüßen.

Sie kleiden ſich alle ſehr zierlich; man ſieht ſie zu jeder Stunde, ſie lieben die Unterhaltung munterer Perſonen, ſie ſpazieren durch die Stadt, wie es ihnen gefällt; die Thür ihres Hauſes iſt denen, die es einmal betreten haben, ſtets geöffnet. Sie haſſen Niemanden, außer wenn man ſie mit ſolchen Dingen foppt, von denen Lamir dem Könige Demetrius zu verſtehen giebt, daß ſie für das ſchöne Geſchlecht beleidigend wären, d. h., wenn ein Mann ſich deſſen rühmt, was man ihm nicht geſtattet hat, oder wenn er das nicht thut, was man ihm geſtattet. Sie wechſeln oft die Mode in ihren Kleidern, ſo wie ſie oft ihr Geſicht wechſeln.

Es giebt Einige unter ihnen, die, wenn ſie aus dem Hauſe gehen, den Dieben zum Trotz die Thüren zu ſchließen unterlaſſen, weil ſie ihr ganzes Eigenthum bei ſich tragen. Die Vornehmſten ziehen einen langen Schweif von Gold oder Seide nach ſich, womit ſie Kirchen, Gärten und die Straßen kehren. Sie haben alle das Vorrecht, zu jeder Zeit maskirt zu gehen, ſich zu verbergen und ſich zu zeigen, ſo oft es ihnen gefällt, und oft kommen ſie mit einer Maske von ſchwarzem Sammet in die Kirche, wie zum Ball und in die Komödie,

Gott und ihren Männern unbekannt. Die schönsten herrschen über ihre Männer wie Königinnen und über ihre Liebhaber wie über Sclaven. Sie wissen nicht, was es heißt, ihre Kinder zu säugen, zurückgezogen in ihren Häusern zu leben, das Gewebe Penelope's zu machen; und indem sie so frei leben rühmen sie sich, Capitäne und Literaten zur Welt zu bringen, woran dieses Land besonders reich ist, da man hier mehr Gelehrte und Soldaten findet, als in Indien und Asien Abergläubige und Astrologen.

Sie geben und nehmen schnell Liebe, aber man liebt weder lange noch genug. Die Ehen, die sonst für das ganze Leben geschlossen werden, dauern jetzt nur gewisse Zeit, am häufigsten ist die freiwillige Ehescheidung, bei der der Mann ruhig in der Provinz lebt, während die Frau sich in Paris vergnügt.

Man sieht hier höchst selten Eifersüchtige, selten einen Mann, den die Untreue seiner Frau unglücklich macht, und eben so selten ein Mädchen, welches der Diana opfert.

Der Kuß, welcher in der Türkei, in Italien, in Spanien den Ehebruch anbietet, ist hier eine gewöhnliche Höflichkeit, und wenn jener artige Perser, der so viele geheimnißvolle Reisen machte, um dreimal den schönen Cyrus zu küssen, in Paris gewesen wäre, er hätte diesen Genuß bald geringschätzen gelernt. Man macht keinen Besuch, bei welchem man nicht Küsse austheilt und empfängt, aber diese haben den Werth der Münzen, die man gelten läßt, was man will, und da der Kuß eine Waare ist, die nichts kostet, die sich nicht abnutzt und die immer in Ueberfluß da ist, so ist Niemand geizig im Geben, und Wenige sind begierig sie zu erhalten.

Der Leichtſinn der Franzoſen.

Der Leichtſinn iſt das fünfte Element der Franzoſen. Sie lieben beſonders das Neue und ſie bieten Alles auf, um einen Freund nicht lange zu behalten. Sie ſchicken ſich gleich gut in Kälte und in Hitze; ſie ſinnen täglich auf neue Moden in ihrer Kleidung, und da ſie ſich in ihrem eigenen Lande immer langweilen, ſieht man ſie bald nach Aſien, bald nach Afrika gehen, Wenige nach Spanien, Mehrere dagegen nach Italien und in eine Menge anderer Länder, um ihren Aufenthalt zu verändern und ſich zu zerſtreuen. Die, welche nicht reiſen können, machen es mit ihren Häuſern, wie mit ihren Kleidern; ſie verändern oft die Wohnung, aus Furcht, wie ſie ſagen, ſie möchten in ihr altern.

Die Sprache.

Die Sprache der Franzoſen iſt ein edles Gemiſch aus Lateiniſch, Italieniſch und Spaniſch; angenehm iſt ſie nur für den, der ſie gut verſteht. Sie verſchlingen die Hälfte der Worte; ſie ſchreiben nicht wie ſie ſprechen und machen ſich ein Vergnügen daraus, zu ſprechen, wie ſie nicht verſtanden werden können; ſo raſch ſprechen ſie die Worte aus, obgleich ihre Sprache jetzt gefeilt und graziös iſt.

Da ſie es langweilt, wenn ſie ſich von gegenwärtigen Dingen unterhalten, ſo plaudern ſie fortwährend von der Zukunft, ſeltener von der Vergangenheit und niemals vom Alterthum; ſie meinen, es ſei ein Fehler der Spanier und Italiener, die vergangenen Jahrhunderte aufzugraben, und ſie ſuchen nur neue Bücher, junge Pferde und Freunde, die an demſelben Tage geboren ſind.

Woran man einen Franzoſen erkennt.

Einen richtigen Franzoſen erkennt man an vier Dingen: wenn die Glocke ſchlägt, wenn er Jemanden um Etwas befragt, wenn er verſpricht und wenn er von ſeinen Liebſchaften plaudert. Kaum beginnt die Glocke zu ſchlagen, ſo fragt er, wie ſpät es iſt; ehe er noch die Frage geendet hat, will er, daß man ihm geantwortet habe; er thut nur das, was er zu unterlaſſen verſprochen hat; und was ſeine Liebſchaften betrifft, ſo geht er mehr darauf aus, mit den Gunſtbezeugungen ſeiner Geliebten zu prahlen, als ſie zu empfangen.

Wenn die Veränderung des Wetters die Franzoſen zwingt, ſich Morgens in Wolle und Nachmittags in Seide zu kleiden, ſo zwingt ſie zu dieſer Veränderung ebenſowohl die Flatterhaftigkeit ihres Temperaments.

Der Luxus und das theure Leben wären hier eher zwei Güter als zwei Uebel, wenn nur die Reichen allein glänzend lebten, aber der Neid hat ſie auch unter die Anderen verbreitet, die es ruinirt. So ſcheint es, daß Paris fortwährend ſeinem Ende nahe, wenn es nämlich wahr iſt, was ein Alter geſagt hat: daß der übertriebene Aufwand das ſichere Symptom einer ſterbenden Stadt ſei. Jetzt aber, da die Kutſcher und Lakaien Scharlach und Federn zu tragen beginnen, und Gold und Silber auf ihren Kleidern zu tragen gewöhnlich geworden iſt, iſt anzunehmen, daß der übertriebene Luxus der Reichen bald aufhöre, da nichts die goldgeſtickten Kleider bei den Vornehmen ſo in Mißkredit bringt, als ſie auf dem Leibe der unterſten Perſonen zu ſehen.

Der König allein findet Gehorſam; ſonſt giebt es keinen Großen, der dem Niedrigſten zu drohen wagt. Habt ihr dem Herrn gegeben, was ihm gebührt, ſo könnt ihr im Uebrigen

à la grecque leben. Man braucht auf der Straße vor Niemandem den Hut zu ziehen, außer vor dem Allerheiligſten, wenn es zu den Kranken getragen wird. Die Leute aus der Hefe des Volkes genießen daſſelbe Vorrecht; ſie gehen Niemandem aus dem Wege, ſie dulden nicht die geringſte Beleidigung, und ſie ſind mehr gefürchtet, als die anſtändigen Leute, da ſie nicht wiſſen, wie es in den Republiken zugeht, wo wenige Herren einem ganzen Volke von Sclaven gebieten.

Es giebt kein Volk, das gebieteriſcher und unverſchämter iſt. Sie ſelbſt haben ſich in den Ruf gebracht, daß ſie des Abends vergeſſen, was ſie des Morgens verſprochen haben; ſie ſagen: ſie allein hätten in der Welt das Vorrecht, ihr Wort zu brechen, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie ſich gegen die Ehre vergehen, und daß ſie die Einzigen ſeien, welche die wahre Freiheit zu genießen verſtänden.

Die Höflichkeit.

Die Höflichkeit wird in Frankreich mehr ſtudirt, als im Chineſiſchen Reich; man übt ſie unter den Perſonen von Rang mit vieler Anmuth aus, die Bürger miſchen viel Affectation hinein, und das Volk iſt dabei plump. Jedermann macht daraus eine Kunſt, je nach ſeinem Geſchmack und ſeiner Bildung. Man findet Lehrer, welche in den Komplimenten unterrichten, und dieſer Tage ſah ich auf der Straße eine ziemlich hübſche Frau, die ſich erbot, mir Komplimente zu verkaufen, und das billig. Dieſe Frau geht in die Häuſer und breitet da ihre Waare aus, von der ſie lebt.

Was man in Paris findet, und was nicht.

Was man in Paris gewöhnlich findet, das ſind: eine Menge Verſprechungen, die man nicht hält; eine Menge em-

pfangener Gefälligkeiten, die man ſchnell vergißt; viele Narren auf der Straße und manche eingeſperrt, was man aber ſelten ſieht, das iſt Beſcheidenheit und Weisheit, ferner mäßige Leute, nüchterne Perſonen und Leute, die alt geworden ſind. Sehr ſelten ſieht man ſchüchterne und ſkrupulöſe Menſchen daſelbſt; was man aber nie findet und doch am meiſten wünſcht, das iſt Ruhe, Verborgenheit, und ein wahrer Freund.

Die Moden.

Chokolade, Thee und Kaffee ſind hier ſehr Mode, aber der Kaffee erhält vor den andern Getränken den Vorzug, und zwar als ein unfehlbares Mittel gegen — den Trübſinn; als neulich eine Dame erfuhr, daß ihr Mann in der Schlacht geblieben ſei, ſagte ſie: man bringe mir ſchnell Kaffee! und ſogleich ſchien ſie getröſtet zu ſein.

Ich wußte die letzten Tage nicht, ob man noch Brod eſſe, denn der, welcher mir geflochtenes Brod, welches ich beſonders gern aß, bringen ſollte, ſagte mir, es ſei nicht mehr Mode. Die Mode iſt der wahre Dämon, der dieſe Nation fortwährend martert, und das in dem Grade, daß ſie nicht einmal die Frauen mehr lieben, wie ſie es früher thaten, und die Muthwilligſten würden ein zärtliches Attachement als eine Sünde betrachten.

Man hat die Cravatten ſo kurz getragen, daß man ſie kaum ſah, und jetzt bindet man ſie ſo an den Hals, daß ſie wie Boulogner Saucischen herabhängen. Die Franzoſen tragen keine Degen mehr, ſondern Säbel. Die Bologneſer Hunde gelten jetzt für häßlich, und man liebkoſt nur die, welche eine Wolfsſchnauze und abgeſchnittene Ohren haben, und je mißgeſtaltener ſie ſind, deſto mehr werden ſie mit Küſſen und Umarmungen überhäuft.

Der Briefſchreiber ſchließt mit den Worten, welche am beſten zeigen, wie Frankreich immer Frankreich bleibt:

Mein theurer Freund, ſchreibt er, bitten wir Gott von ganzem Herzen, daß er dieſer tapferen Nation den Geiſt des Friedens gebe, und daß die kriegeriſche Wuth, die ſtets in ihr tobt, ſich zum Guten lege, damit Ruhe und Sicherheit in ganz Europa wiederkehren.

Hundertfünfundſiebenzigſtes Kapitel.

Was ich geſehen habe.

Die Legitimiſten. — Die Napoleoniden. — Die Republikaner. — Louis Napoleon in Ham. — Die Literaten.

Mein Aufenthalt in Frankreich war von nicht langer Dauer. Mit dem Könige von Bayern ſtand ich fortwährend in Briefwechſel. Wir hatten uns verabredet, in Rom zuſammenzutreffen, doch wurde dieſer Entſchluß beiderſeits aufgegeben. Man hatte nach meiner Entfernung aus München nichts unterlaſſen, um dem Könige in Bezug auf mich die gehäſſigſten Dinge mitzutheilen, und wo nur möglich, meinen Namen zum Skandal zu machen; ja einige Unverſchämte hatten es nicht unterlaſſen, vom Könige Summen zu erpreſſen, indem ſie vorgaben, daß ſie Dinge von mir wüßten, welche mich vor der Welt höchſt verächtlich machen würden, wenn ſie ſolche enthüllen wollten.

Nun hatte der König gewiß das beſte Vertrauen zu meinem Charakter, aber was hat ein König nicht Alles zu fürchten, worüber der gewöhnliche Menſch lächeln kann?

Mehrmals ſuchte man Se. Majeſtät durch die Herausgabe meiner Memoiren oder vielmehr durch Androhung, daß die-

ſelben erſcheinen würden, zu myſtificiren, und hätte der König ſolchen Intriguen nicht verächtlich den Rücken gekehrt und den guten Willen unbezahlt gelaſſen, welche Memoiren der Lola Montez würden nicht erſchienen ſein? Fehlt es mir an Feinden, denen die Erbitterung alles Mögliche, die abſcheulichſten Schmähungen und Lügen in die Feder diktirt hätte? — Da ich hörte, daß man damit umging, meine Memoiren zu ſchreiben, ſo faßte ich allerdings einen Augenblick den Entſchluß, um alle Schmähungen und Lügen, welche in Betreff meiner Perſon ausgeſtreut waren und noch werden könnten, zu Schanden zu machen, meine Memoiren niederzuſchreiben, und trat deshalb mit einem Gelehrten in Verbindung, da ich einſah, daß ich ſelbſt dann, wenn ich ſie wirklich ſelbſt ſchreiben wollte, doch wegen verſchiedener Dingen eines Beiſtandes bedurfte. Indeß wollte ich dieſen Schritt ohne die Einwilligung des Königs von Bayern nicht thun, da ich mit Recht glaubte, daß es mindeſtens indiscret von mir ſein würde, über Verhältniſſe zu ſchreiben, welche das Privatleben des Königs berührten. Ich unterließ es aber zu fragen und die ganze Sache unterblieb.*)

---

*) Anmerkung des Ueberſetzers:

Hierauf ſcheint ſich ein Brief des Herrn Hurt-Binet zu beziehen, welcher an die Redacteure des Schweizer Journals de Génève folgenden Brief richtete, den wir den angeblich von Payon herausgegebenen Memoiren entlehnen, ohne natürlich für deſſen Aechtheit bürgen zu können.

„Meine Herren!“

„Der Lärm, welchen die Ankündigung eines Werks über Lola Montez verurſacht hat, iſt bis in mein einſames Studirzimmer gedrungen, und ſogar mein Name wurde, wie man mir ſchreibt, in die Vermuthun-

Indeß hatten doch die vielen Intriguen, welche mich und den Monarchen von allen Seiten umſpannen, einige Mißſtim-

---

gen aller Art gemiſcht, welche dieſe Erſcheinung hervorruft. Da mehrere ſchweizeriſche und auswärtige Journale ſchon vor etlichen Monaten von mir ausgeſagt hatten, daß ich mich mit den Memoiren dieſer romantiſchen Celebrität beſchäftige, ſo hat man geglaubt, mein Buch ſei dasjenige, das nunmehr erſcheinen ſolle.

Es iſt kein wahres Wort daran; die Sache verhält ſich ſo:

Ich machte zufällig die Bekanntſchaft der Gräfin von Landsfeld; ſie bat mich, ſie zu beſuchen und ich leiſtete dieſer Einladung Folge. Ich weiß nicht, welche Laune ſie veranlaßte, daß ſie eines Tages in Geſellſchaft mehrerer angeſehener Männer, die zufällig bei ihr verſammelt waren, ohne Weiteres mich fragte, ob ich die Redaction ihrer Memoiren übernehmen wolle. Ich ſagte zu. Wir vereinigten uns über einen Tag, wo ſie mir die nothwendigen Documente zuſtellen ſollte, welche ſie, wie ſie ſagte, von mehreren Orten her kommen laſſen mußte. Inzwiſchen erzählte ſie mir in langen Unterhaltungen die verſchiedenen Phaſen ihres abenteuerlichen Lebens. Anfangs fand ich großes Vergnügen an dieſen vertraulichen Mittheilungen, aber bald kam ich zu der traurigen Ueberzeugung, daß dieſelben, gleich den poetiſchen Mährchen der arabiſchen Sultanin Scheherſade mehr interreſſant, als der Wahrheit getreu ſeien, denn dieſelben Facta wurden jeden Augenblick mit unerwarteten Variationen wieder erzählt. Je tiefer ich in das Gewölke eindrang, um ſo weniger vermochte ich klar zu ſehen. Noch bis auf die jetzige Stunde weiß ich den Ort ihrer Geburt nicht. Die wunderbaren und ſich widerſprechenden Fabeln, womit ſie ihre Wiege umgab, machten jede Gewißheit in dieſer Beziehung ebenſo unmöglich, als es bei ihren beſtändigen Fahrten unmöglich iſt, vorherzuſagen, welches Land einſt ihre hübſchen Gebeine verwahren wird.

Bald hatte ſie das Tageslicht in der ſchönen Sevilla, unter den Citronenbäumen der mauriſchen Könige erblickt, eine Enkelin Figaro's

mung zwiſchen uns hervorgerufen, und ich erkannte, daß es von mir undankbar ſein würde, den König ſtets dieſen böſen Einwir=

---

und Urenkelin des Guzman von Alfarache; ein Kind des Balles, hatte ſie, zur Muſik der Guitarren und Caſtagnetten den Fandango tanzend, gehen gelernt; in den Couliſſen geboren, fand ſie ſich nur auf den Theaterbrettern heimiſch; endlich hatten Elend, Liebe, Zufall ſie, eine junge verführeriſche Zigeunerin, aus den balſamiſch duftenden Gefilden Andaluſiens auf das ſchwarze Pflaſter Londons geführt.

Bald war ſie die edle Tochter einer iriſchen Papiſtenfamilie, hatte ihre Eltern ſchon vor ihrer Geburt verloren und war mit ſechszehn Jahren von methodiſtiſchen Verwandten aufgenommen worden, welche ſie zum Abfall vom römiſchen Glauben zwingen und als Gouvernante in das puritaniſche Schottland ſchicken wollten. Ein Roman von Lady Bleſſington fällt der jungfräulichen Märtyrerin in die Hände; dieſe Lectüre erleuchtet ihr Gewiſſen, enthüllt ihr ihren Beruf, und um katholiſch zu bleiben, wird ſie Tänzerin.

Dieſe beiden Ueberlieferungen endigten gewöhnlich mit zwei anderen Legenden, die in ihrem Gefolge kamen: Erſtens Heirath mit einem engliſchen Offizier, Sir Archibald Turnbull, welcher ſie im Theater entführte, um ſie in Calcutta vorzuſtellen, auf einem großartigeren Schauplatze, am Hofe des Gouverneurs von Indien, deſſen Nichte ſie war, ohne daß ſie eine Ahnung davon hatte; zweitens gleichzeitige tanzkünſtleriſche Erfolge in London, wunderbare Eingarnung junger Lords, raſch erworbenes Vermögen, hölliſcher Luxus, betäubendes Freudenleben; ſie gilt als die Zigeunerin der großen Welt.

Kurz und gut, es würde zu weit führen, wenn ich all' die widerſprechenden Verſionen aufzählen wollte, die gleich parallelen Flüſſen, mit denſelben Daten als Abſteckpfählen, neben einander dahinſtrömen, ohne ſich jemals zu begegnen, bis ihre Waſſer, obſchon ein wenig trübe, ſich endlich mit den Fluthen der Iſar vermengen, unter der Königsbrücke zu München.

kungen auszuſetzen. Ich entſchloß mich daher, an Se. Majeſtät zu ſchreiben, ihm für alle empfangene Güte zu danken,

---

Ich war im Begriff, alle dieſe irrigen Einzelnheiten zu Papier zu bringen, als meine liebenswürdige Heldin mich auf einmal erſuchte, die Einwilligung des Königs von Bayern abzuwarten.

Es verſtrichen einige Wochen, ohne daß eine Nachricht kam, dann erfuhr ich indirect, daß die Gräfin ſchleunigſt abgereiſt, daß ſie ohne Trommelwirbel und Trompetenklang verſchwunden ſei.

Dieſes Verfahren würde mich überraſcht haben, wenn ich nicht die Sitten und Gebräuche der launenhaften Jüngerinnen des luſtigen Vereines, der in unſerer lieben Frau von Loretto ſeine nachſichtige Patronin verehrt, bereits gekannt hätte. Ohne ſonderliches Bedauern verzichtete ich auf das Unternehmen, da bei einem Werke dieſer Art einzig und allein die Aufrichtigkeit durch ihren rührenden Zauber Verzeihung für alle Fehltritte erwirken kann. Meine Abſicht war, ein ähnliches Buch wie die Memoiren einer Zeitgenoſſin zu ſchreiben, nicht als die unmögliche Ehrenrettung einer Dame, welche den Gegenſtand derſelben bildete, ſondern als eine der chriſtlichen Liebe entfloſſene Rechtfertigung.

Dies war mein Plan.

Es findet alſo ein gewaltiger Unterſchied ſtatt zwiſchen meinem Entwurf und den Memoiren, welche Herr Auguſt Papon herausgiebt.

Jedem ſein Werk, Jedem ſeine Verantwortlichkeit.

Ich habe mich über ſeine Auffaſſungsweiſe nicht auszuſprechen; ich urtheile nicht, bevor ich geleſen habe. Nur geht aus dem, was ich vernommen habe, ſo viel hervor, daß Herr Papon Briefe veröffentlicht, die an ihn geſchrieben wurden, Briefe, die ſein Eigenthum ſind. Ich erkläre mich noch nicht über die Art, wie er in ſeinem Buche unbekannte Perſonen auf die Scene bringt, beſonders Jünglinge, die ſchmetterlingsartig Lola Montez umflatterten und an dem brennenden Gas ihrer ſchönen Augen die Flügel verbrannten.

und ihm zugleich anzuzeigen, daß ich mich wieder als frei betrachte und fernerhin auf ein Verhältniß nicht mehr Rückſicht nehmen würde, das ich als der Vergangenheit angehörig betrachte. Ich glaubte um ſo mehr zu dieſem Schreiben Veranlaſſung zu haben, da ich ſchon in Paris einen jungen Offizier kennen lernte, der mir ſeine Hand antrug, und die ich anzunehmen im Begriff ſtand.

Jedoch wollte ich die Antwort des Königs erſt abwarten. —

Die Antwort Sr. Majeſtät gab mir Freiheit. —

Indeß hatte ſich das Verhältniß mit dem franzöſiſchen Offizier zerchlagen, — denn dieſer Offizier wollte Frankreich und mich mit dem Degen beherrſchen.

Mögen es die Franzoſen ſich gefallen laſſen, es iſt das beſte Regiment für ſie, unter den Regimentern zu ſtehen, — Lola Montez beugt ſich nicht unter der Säbelherrſchaft ihres Mannes.

Die Liebe ſitzt nicht an der Spitze eines Säbels.

Ich war alſo wieder frei, frei von allen Seiten, frei in

Ich habe ſelbſt zu viel durch verwegene Urtheile zu leiden gehabt, als daß ich mir ein ſolches erlauben wollte. Gleichwohl nehme ich an, daß ein Vorwort, wie das von Herrn Auguſt Papon, nicht die Einleitung zu einem gehaltloſen Roman, daß aber ſein Werk ein Pfeil nach einem Ziele ſei, welches ich nicht ſehe.

Wenn dem verſtändigen Manne Etwas wunderlich oder ſeltſam vorkommt, ſo ſagt er nach einigem Beſinnen zu ſich ſelbſt: Ich weiß nicht Alles.

Genehmigen Sie u. w.

La Banderolle, Januar 1849.

Oskar Hurt-Binet."

einer Zeit, wo Alles nach Freiheit ſtrebte, und Keiner ſie finden konnte.

Ich warf noch einmal einen Blick über Frankreich, über Paris, über dieſes Paris, deſſen blutige Geſchichte auf den Pflaſterſteinen der Straßen geſchrieben ſteht.

Ich überblickte noch einmal alle Parteien.

Ich erkannte die Napoleoniden, die alle zuſammen keinen Napoleon ausmachen, und deſſen Name dennoch gewaltig genug war, Frankreich Ehrfurcht, Hoffnung und Zuverſicht einzuflößen.

Ich erkannte Ludwig Napoleon, von dem man damals nicht wußte, was er wollte, und den man zum Präſidenten der Republik machte, ohne ſeine Schrift, welche er als Gefangener in Ham geſchrieben hatte, auch einmal erſt zur Hand zu nehmen. *)

---

*) Der Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte, welcher 1840 noch in Ham als Gefangener ſaß, ſchrieb damals eine Broſchüre, welche „**Fragmens historiques, 1688 et 1830**“ betitelt war. Der Prinz ſchreibt in der Vorrede zu dieſem Buche: „Während man in Paris die ſterblichen Ueberreſte des Kaiſers vergöttert, bin ich, ſein Neffe, lebendig in einem engen Gefängniß begraben; aber ich lache über die Inconſequenz der Menſchen, die Erniedrigungen, denen man mich bloßſtellt, ſo wie die ſchlechte Behandlung, welche mir zu Theil wird, ſchänden ihre Urheber mehr, als ſie mich treffen; durch einen inbrünſtigen Glauben und durch ein reines Gewiſſen geſtählt, finde ich mich voll Standhaftigkeit in mein Unglück und tröſte ich mich über die Gegenwart, indem ich die Zukunft meiner Feinde mit unauslöſchlichen Buchſtaben in der Geſchichte aller Völker eingeſchrieben ſehe.“

Die Schrift ſelbſt, welche eine Parallele der Jahre 1688 (engliſche Revolution, Berufung Wilhelm's III. auf den engliſchen Thron) mit

Ich ſah die Anhänger des unglücklichen legitimen Königshauſes ſich im Schweiße ihres Angeſichts vergebens abmühen, dem erhabenen Haupte des Sprößlings der Bourbonen die Krone wieder zu verſchaffen.

1830 aufſtellt, enthält Ideen, welche mit denen eine merkwürdige Aehnlichkeit haben, die Napoleon nun theils ausgeführt hat, theils noch auszuführen im Begriffe ſteht. Er ſagt nämlich unter Anderem von Wilhelm III. von England:

„Nehmen wir einmal an, Wilhelm hätte, ohne die Kränkungen zu rächen, die man dem britiſchen Heere angethan, in London ein ſtehendes Heer gehalten, zahlreicher als die Truppen Jakob's II., um das Parlament dadurch einzuſchüchtern, während er andererſeits die Demüthigung von Seiten des Auslandes ſich gefallen ließ; nehmen wir ferner an, er hätte auf gleiche Weiſe die alten wie die neuen Intereſſen alle verletzt, er wäre den Männern, die ihn einſt unterſtützt, ſo wie den Verſprechungen, die er in ſeinem Manifeſt ertheilt, untreu geworden; er hätte, ſtatt mit ſeinen Kammern in würdiger, offener Weiſe zu ſprechen, nur an die Krämer-Geſinnung, an die Furcht vor der Anarchie appellirt, womit er zugleich die Verantwortlichkeit für tyranniſche Handlungen früherer Regierungen übernommen, wie z. B. wenn er und ſein Parlament den Juſtizmord John Ruſſel's und Sydney's gutgeheißen hätte, ſtatt das Andenken derſelben wie er that, wieder zu Ehren zu bringen; nehmen wir endlich an, er hätte, ſtatt die Sache der Revolution von 1688 zu befeſtigen, ſie verrathen, ſtatt den engliſchen Namen zu heben, ihn erniedrigt, ſtatt das Volk zu erleichtern, es mit Abgaben erdrückt, ohne den Ruhm, ohne den Handel und die Induſtrie zu vermehren; er hätte die Freiheiten beſchränkt, ohne auch nur die öffentliche Ordnung ſicher zu ſtellen, — — — gewiß wäre dann eine neue Revolution unausbleiblich geweſen. — — — Iſt es ſchwer, Frankreichs und Louis Napoleon's Zukunft zu deuten, wenn man dieſe ſeine Ideen aus der Vergangenheit lieſt? —

Die legitime Herrſchaft iſt todt in Frankreich, nur Uſurpatoren und Prätorianer können daſelbſt noch Glück machen, weil Frankreich den Wechſel will, und wie viele Kaiſer können ihm die Prätorianer nicht machen? Hatte nicht Rom an einem Tage oft drei Kaiſer? — Jeder Feldherr in jeder Provinz machte ſich ſelbſt zum Kaiſer oder ließ ſich von ſeinen Soldaten dazu machen.

Wird ein ſolcher Zuſtand dieſem unruhigen Lande endlich genügen?

Wird ihm der Zuſtand permanenter Unruhe, permanenten Bürgerkrieges endlich die Ruhe geben?

Ich überblickte es endlich noch einmal, das Heer der Schriftſteller, die Feuilletons-Helden, welche mit ſo großer Leichtigkeit über die Millionen und die ſchlechten Leidenſchaften verfügen, welche, ſtatt eine treue Schilderung ihrer Zeit zu geben, dieſe in Träumereien eines Utopien einführte, welchen das Volk demoraliſiren mußten.

Aber dieſe Millionen-Träumer ſelbſt, welche ihr Leben mit eingebildetem Luxus umgeben, ſehen aus, als wären ſie nicht dafür geſchaffen. Man konnte leicht bemerken, daß der Luxus keine Gewohnheit für ſie war, ſondern die Folge von Anſtrengung der Phantaſie. Je mehr dieſe Romanſchriftſteller ſich bemühten, die vornehme Welt in ihrem täglichen Leben zu ſchildern, um ſo deutlicher erkennt man darin forcirte Studien.

Man ſieht recht gut, daß der größte Theil dieſer Schriftſteller aus Dachſtübchen und Hütten hervorgegangen und durch viele Goſſen gelaufen iſt, ehe er in die Salons gelangt. In den Salons ſetzt ſie Alles in Verwunderung, man ſieht, daß die neue Athmosphäre ſie beengt, doch um dies nicht merken zu laſſen, reißen ſie ſich mit Hochmuth heraus. Gern wollen

ſie für große Herren gehalten ſein, indem ſie viele kleinliche Details über das Dienſtweſen geben.

Das iſt keine Schilderung des täglichen Lebens einer Klaſſe der Geſellſchaft; ich glaube vielmehr, immer einen Haushofmeiſter zu ſehen, welcher den Dienſtboten im Schloſſe Unterricht ertheilt. Man bemerkt, daß dieſe Herren ihre eingebildeten Diener ſchaffen und abrichten, während ſie in den guten alten Häuſern bereits fertig ſind.

Ich war einmal im Stande, die allmählige Umwandelung dieſer neuen Herren zu betrachten. Ich ſah ſie aus einer unbekannten Welt in den Gegenden einer eleganten Welt ankommen und nach tauſend Umwegen auf den Boulevards und in dem Café de Paris Fuß faſſen. Man bemerkte da den Eintritt des Neuangekommenen. Sein verlegenes Weſen gab ſich trotz ſeiner Keckheit zu erkennen, und man merkte ihm die Freude an, endlich zur Verwirklichung ſeiner Lieblingsidee gekommen zu ſein. Ich ſah, wie ſie die Lehrzeit der Gebräuche und Ausdrücke dieſer für ſie ſo neuen Welt durchmachten.

Im Theater war es eben ſo. Sie kamen vom Parterre aus über die Sperrſitze nach den vorderen Logen. Bei jedem Vorſchritt wechſelten ſie die Haltung und am letzten Punkte trugen ſie pomphaft ihr nach dem Modejournale geordnetes Haar und ihre friſchbehandſchuhten Hände zur Schau. Mit welcher Sicherheit traten ſie auf dem rothen Tuche der Logen auf! Wie herrſchten ſie in den Foyers!

Mit der Zeit bekommen ſie Paläſte und Equipagen, und man könnte in den Büchern dieſer Schriftſteller leicht den allmähligen, obgleich nur das allmählige Heruterſteigen von der Dachkammer zur Beletage nachweiſen.

Wer würde ſich nicht aufrichtig freuen, wenn er die Arbeit und den Geiſt mit Erfolg gekrönt und den Preis bei dieſem

Wettlaufe davontragen ſieht? Aber die Arroganz dieſer Sieger ſtört das Intereſſe, das ſie erregen.

Sonſt begünſtigte der vornehme Herr den Schriftſteller, jetzt ſieht dieſer gnädig auf jenen herunter.

Ich erinnere mich, daß der Herzog von Fitz-James, ein ſo vornehmer Herr er auch war, mit edlem Herzen und chevaleresken Geſinnungen, einen dieſer Feuilleton-Cäſaren mit ſeinem Beſuche beehrte. Mehrere Tage darauf trat dieſer Stutzer im Foyer des italieniſchen Theaters zu dem Herzoge, entſchuldigte ſich hochmüthig, daß er den Beſuch noch nicht erwiedert habe, und gab als Grund an, daß er es nicht gewohnt ſei, Beſuche zu machen. — Es iſt ein großes Glück für Sie, daß es Ihr Vater war, verſetzte der Herzog.*)

Ich ſah die Republikaner von geſtern und von heute, ich ſah die Pariſer Bevölkerung, welche man ſo oft mit einer galanten Dame verglichen hat.

Ich möchte ſie mit einer Koketten vergleichen, ſagte ich zu meinem Freunde, und dieſer entgegnete mir:

Giebt es denn einen Unterſchied zwiſchen einer koketten und einer galanten Frau?

Nun, ich dächte, verſetzte ich, es herrſcht zwiſchen beiden derſelbe Unterſchied, wie zwiſchen einem Narren und einem Witzling. Dieſe Pariſer, fuhr ich fort, beſitzen jene Koketterie, welche unſern kränklichen Sitten überhaupt anhaftet, im höchſten Grade, ich brauche ſie nur an einen ihrer Landsmänner zu erinnern, welcher ſeine eigene Nation auf eine Weiſe charakteriſirt hat, die wir nicht genug beherzigen können.

Es giebt in dieſem Augenblick faſt keinen, ſagt er, der ein Atom von Glauben hat, der die kleinſte Tradition beobachtet.

---

*) Eugen Sue?

Wir halten uns nicht mehr an das Subſtantielle, ſondern an das Unweſentliche in den Dingen, die uns am meiſten zuſagen. Die Irrlichter kleiden uns in Allem. Wir ſtreben nicht einmal nach dem Glück, ſondern nur nach dem Schein deſſelben. Selbſt die Athener bieten in dieſer Beziehung keine Analogie mit uns. Die Zeitgenoſſen des Alcibiades waren nur frivol und leichtſinnig, aber ſie hatten doch dabei eine gewiſſe Energie. Juvenal's Römer waren laſterhaft, aber ſie hatten doch Leidenſchaften, welche Kraft verriethen. Das Alterthum mißbraucht die Nationen und ihre Eigenſchaften, unſere Zeit mißbraucht den Geiſt und iſt dadurch ſo verweichlicht, daß es keine Männer mehr giebt.

Ich fürchte, wir handeln jetzt nicht mehr aus Neigung zu einer unbezwinglichen Perſönlichkeit oder mit der Einheit eines beſtimmten Plans, oder auch nur um ein wohlüberlegtes Intereſſe zu befriedigen. Frankreich war daran gewöhnt, durch eine beiſpielloſe Thätigkeit die erſtaunlichſten Civiliſations-Wunder in Aufnahme zu bringen. Unſere Väter gaben ſich mit blinder Wuth den unbeſonnenſten, aber die energiſchſte Thätigkeit in Anſpruch nehmenden Brutalitäten hin. Die Fronde verwickelte ſich in wilde revolutionäre Pläne, die ernſterer Natur waren, als man glaubt. Selbſt das 18. Jahrhundert war trotz ſeiner unerbittlichen Negation durchaus aufrichtig; die ganze Revolution war eben ſo entſetzlich durch die Ehrlichkeit ihrer Unthaten, als großartig in der tiefen Bedeutſamkeit ihrer Verwegenheit. Noch unter der Kaiſerherrſchaft waren unſere geringſten Mienen eine That, unſere geringſten Worte ein Ereigniß.

Jetzt aber beſitzen wir keine Leidenſchaften mehr, weder durch Temperament, noch durch die Macht der Phantaſie, noch durch Reflexion.

Wir geben uns ganz den Launen des Augenblicks hin; der innere Heerd iſt ausgebrannt, und unſer Willen hat keinen beſtimmten fixen Pol. Daher iſt es ſehr natürlich, von dem Abend bis auf den Morgen für und gegen ein Prinzip zu ſein, bald die Tradition anzugreifen und bald das Hergebrachte zu loben, je nachdem man verdaut; in einem Augenblick Robespierre und Ludwig XVI. zugleich zu ſchätzen, und an Gott zu glauben und Atheiſt zu ſein, je nachdem es Mode iſt.

Wer hat jetzt eine Religion des Herzens und des Geiſtes? Wer hat ausſchließliche Sympathieen und unüberwindliche Antipathieen? Was iſt jetzt durchgängig tugendhaft oder laſterhaft, oder ehrlich? Man erreicht jetzt nichts, als den falſchen Schein der guten Eigenſchaften oder Fehler, welche für die Stellung, die man einnehmen will, am paſſendſten ſind; es iſt ſelbſt dem begabteſten Menſchen nicht mehr vergönnt, eine fruchtbare und lebendige Originalität zu bewahren, denn die Konvenienzen der Geſellſchaft unterdrücken despotiſch den individuellen Willen. Man muß ſich daher völlig paſſiv verhalten, bis man eine beſtimmte Stelle angenommen, und deßhalb iſt auch die einzige Thätigkeit, welche man mit Erfolg anwenden kann, nicht die der Logik oder der Vernunft, ſondern des Zufalls oder der Einbildung. —

Aber am allerſchlimmſten iſt die religiöſe Koketterie der Franzoſen. Welch ein jämmerlicher Komödiantenſcherz war jene letzte katholiſche Reaction, die von Dichtern und Journaliſten in den Boudoirs in Aufnahme gebracht wurde! Was für Skandale und Unſittlichkeiten beſudelten alle Gewiſſen, während man die heiligſten Erinnerungen um die Wette mißbrauchte, um damit eine Situation in einem Roman, einem Drama, ja ſelbſt in einem Feuilleton zu überfirniſſen. Aber hat man irgendwo gehört, daß dieſe ſcheinheiligen Phraſenmacher ihr

Herz vorher gereinigt oder ihre Finger von dem Staube eines feilen Goldes abgewaſchen? War es doch in den letzten Wintern guter Ton, auf den Bällen mit ſeiner Tänzerin über Chriſtenthum zu ſchwatzen. Die ſchönſten Weſten in den Bouffes ließen mitten auf der Bruſt des Dandies eine ſymboliſche, in ein Kreuz geſchlungene Kravatte ſehen. Jeder hätſchelte ſein Gewiſſen mit ſchönen Wahrheiten, die ohne Anwendung blieben. Es war ein allgemeines Schönthun mit einer Religion ohne Dogma, einer Moral ohne Grundſätze, denn nie hat man gehört, daß der unreine Strom der Verleumdung auf dieſen heiligen Zungen verſiegt ſei.

Es war nicht ſelten, Republikaner zu ſehen, die ſich in ſuperfeinem, mit Wappen geſchmücktem Battiſt ſchneuzten, daß man glauben könnte, ihr Fuß habe die Betſtuben Karliſtiſcher Gräfinnen betreten. Andere ſind dabei ertappt worden, wie ſie mit duftenden Handſchuhen ſich daran machten, das Straßenpflaſter aufzureißen, als die Barrikaden gegen die Ariſtokratie errichtet wurden. Man zähle nicht auf dieſe koketten Demokraten.

Die Lorgnette iſt für gewiſſe Leute bei öffentlichen Feierlichkeiten das, was der Fächer für die Spanier iſt. Es giebt Stutzer, die es zu vermeiden ſuchen, jung auszuſehen und gute Augen zu haben. Sie würden dann das Recht verlieren, ſich mit einem ſchwarzen Kreis von Schildkrötenſchale unterhalb ihrer Augenbrauen zu ſchmücken, der ihnen ſo wohl ſteht. Wie weit iſt es nicht mit uns gekommen, daß man ſich ſchämt, jung zu ſein und der Sonne und den ſchönen Frauen gerade in's Geſicht zu ſehen.

Was ſoll man von einem Liebenden denken, der einem jungen Mädchen, für das er zu brennen ſich rühmt, keine andere Blume anzubieten hat, als die bedeutungsloſe Kamelia?

Wer würdigt jetzt den Glanz und die Reinheit der Lilie oder den Balsam der Rose? Ach, die Natur selbst bringt nicht mehr die einfachen und schönen Erzeugnisse hervor, die sonst ihre schönste Pracht waren!

So klagte mein Franzose, und obwohl ich nicht unterlassen konnte, über seine Jeremiade zu lächeln, welche sich über die Männer und die Frauen, über die Menschen und über die Natur, kurz, über Alles beklagte, so mußte ich ihm doch darin beistimmen, daß die Gesellschaft überall, aber namentlich in Frankreich sehr erkrankt sei, und daß wir schwerlich einen Arzt für diese Zustände finden werden, wenn nicht — Gott.

Der Säbel und die Presse, Jesuiten und Demokraten, Nichts vermag die Welt von der Zerrissenheit zu retten, in welche sie die Ideen gestürzt haben, welche leider jetzt zu übermächtig geworden sind, als daß sie ausgerottet werden könnten, ohne selbst denen Unheil zu bringen, welche gegen sie ankämpfen und sie zu erdrücken suchen.

Den Kampf vertagen, heißt das die Gesellschaft retten? —

Hundertſechsundſiebenzigſtes Kapitel.

Ein politiſcher Flüchtling.

Rouſſeau. — Roſt-Hall. — Die Mütze. — Madame Zell. — Ein Brief des Königs von Preußen.

Ich verließ Frankreich mit ſchwerem Herzen, um abermals nach dem Lande zu reiſen, welches ſo glücklich iſt, — ſich nicht ſelbſt fürchten zu müſſen.

Dazumal waren in London noch einige hohe Herrſchaften, welche vor dem Aufruhr die Flucht ergriffen hatten, und ich dachte unwillkührlich an den politiſchen Flüchtling, welcher hier im vorigen Jahrhunderte vor dem Galgen, mit welchem er in ſeinem Vaterlande bedroht war, ſich gerettet hatte, — an Rouſſeau.

Bekanntlich wollten ihn einige heuchleriſche Prieſter zu Motiers-Travers ſteinigen laſſen; der große Rath zu Bern befahl ihm, eine kleine Inſel zu verlaſſen, wohin er ſich geflüchtet hatte. Rouſſeau begab ſich damals nach Berlin zu dem Land-Mareſchal, kam nach Straßburg zurück und erhielt die Zuſicherung, daß man, trotz des gegen ihn erlaſſenen Arreſtbefehls, ihn durch das Land reiſen laſſen würde, damit er ſich nach England begeben könne. Man hat behauptet, daß er

ſich in Paris nicht mit der wünſchenswerthen Klugheit benommen habe. Er wohnte bei dem Prinzen Conti und empfing daſelbſt einen zahlreichen Beſuch von ſeinen Bewunderern und Bewunderinnen; auf dem Boulevard erſchien er in ſeinem ſonderbaren orientaliſchen Koſtüm, das er ſeit langer Zeit trug. Seine Verfolger benutzten dieſe kleinen Sonderbarkeiten, und bald darauf befahl ihm die Polizei, ohne Verzug die Reſidenz zu verlaſſen, wenn er einer Verhaftung ſich nicht ausſetzen wollte. Mit David Hume, den man den dicken David nannte, und den er durch die Gräfin Boufflers kennen gelernt hatte, reiſte er von Paris ab. Schon damals war der arme Rouſſeau von der fixen Idee eingenommen, die ihn in jeder Perſon, welche ſich ihm näherte, einen Feind oder Spion fürchten ließ. Er glaubte, daß alle Monarchen und alle Prieſter des Continents ſich vereinigt hätten, um ihn zu vernichten, und daß ſie hierbei von ſeinen literariſchen Nebenbuhlern unterſtützt würden. Europa hatte nach ſeiner Meinung nur ein einziges freies Volk und *einen* wahren Philoſophen, nämlich England und David Hume. Von ihnen verlangte er eine Zufluchtsſtätte und einen Beſchützer. Hume verſprach ihm ſeinen Beiſtand und bot ihm zu Wotton in der Grafſchaft Staffordſhire das Haus ſeines Freundes Davenport zur Wohnung an. Dieſer Vorſchlag ſagte der unruhigen Gemüthsſtimmung Rouſſeaus zu, der nun auf eine friedliche Zukunft hoffte. Die Engliſchen Journale zeigten den 13. Januar 1766 ſeine Ankunft zu London an, einige Tage ſpäter hatte er ſich in Wotton häuslich niedergelaſſen.

Es hing nun ganz von ihm ab, auch unabhängig zu leben; Alles ſchien ſich zu vereinigen, um ſeine Wünſche zu erfüllen. Seine treue Gefährtin, Thereſe Lavaſſeur, war bei ihm. Herr Davenport, ein gebildeter Edelmann, ſuchte ſei-

nem Gaſte den Aufenthalt zu Wotton ſo angenehm als möglich zu machen, er behandelte ihn wie ein Mitglied ſeiner Familie. Als leidenſchaftlicher Bewunderer der Natur, war Rouſſeau von herrlichen Landſchaften umgeben. Es war dort zwar weder das ſanfte Klima Frankreichs, noch die majeſtätiſche Erhabenheit der Alpengegend zu finden; aber grüne Hügel, freie Ausſicht auf lachende Ebenen, herrliche Wieſen und Thäler umgaben dieſen neuen Wohnſitz. Als Botaniker mußte er übrigens dieſen Ort als ein wahres Paradies halten. Wenn er die Einladungen ſeiner Nachbarſchaft hätte annehmen wollen, ſo würde er mit den achtbarſten Familien bekannt geworden ſein. Der umwohnende Adel, die Prediger der benachbarten Kirchſpiele, ja ſogar die Bauern von Wotton überhäuften ihn mit Zuvorkommenheit.

Nicht weit von ſeiner Wohnung lag Calwich-Abbey, die ſchöne Villa Granville's. Dieſer Edelmann erzeigte dem Verbannten die wohlwollendſte Gaſtfreundſchaft. Granville hatte zwei Schweſtern, von denen die ältere, Miſtreß Debeg, mit Georg III. und der Königin Charlotte im vertrauten Umgange lebte. Dieſe Dame, die Freundin von Swift, dem Dr. Burney, Horaz Walpole, Anna Sevard und von der Herzogin von Portland; ihre Schweſter, Miſtreß Deves und viele Andere, Männer und Frauen von Rang und Einfluß, bewarben ſich wetteifernd um die Freundſchaft des Philoſophen. Vorzüglich aber war es die Herzogin von Portland, Tochter des Herzogs von Devonſhire, die ihre ganze Koketterie aufbot, um den Genfer Bären zu zähmen. Sie war jung, ſchön und erſt kurz verheirathet. Granville ſtellte ihr Rouſſeau vor, den ihr Gemahl, wie ſie ſelbſt, mit der größten Auszeichnung behandelte. Die Herzogin liebte leidenſchaftlich die Botanik, und da ſie bemerkte, daß Rouſſeau ſich beſonders darüber freue, ſo ließ ſie ſich von

ihm in den Thälern und auf den Felsen, die Wotton-Hall umgaben, begleiten. In seinen Briefen schildert er sie als eine unerschrockene Spaziergängerin, deren kühne Excursionen die schönen Pariserinnen in Erstaunen setzen würden. Endlich wirkte Davenport von seinem Freunde, dem General Corway, der damals Staatsminister war, für seinen Gast eine jährliche Pension von 100 Pfd. aus.

Obwohl dies Gründe genug waren, um vollkommen glücklich zu sein, so war doch Rousseau weit davon entfernt, sich glücklich zu fühlen. Er konnte sich von seiner krankhaften Gemüthsstimmung nicht befreien. Einige scherzhafte Spöttereien in den Journalen, ein paar dumme Witze, ein schlechtes Portrait, in welchem er eine absichtliche Karrikatur zu erkennen meinte, reichten hin, seiner thörichten Furcht, seinem unbegründeten Argwohn und seiner überspannten Empfindlichkeit neue Nahrung zu geben. Plötzlich bildete er sich ein, daß Hume ihn verrathen, und daß sein Ruhm vor ganz England herabgewürdigt werde. „Mylord," schrieb er an den Grafen Harcourt, „die Unglücklichen sind überall unglücklich; in Frankreich verbannt man sie, in der Schweiz steinigt man sie, in England beschimpft man sie. Das heißt die Gastfreundschaft theuer bezahlen." Am meisten aber reizte den Zorn des Misanthropen ein vermeintlicher Brief des Königs von Preußen, durch den er sich im innersten Grund seines Herzens verletzt fühlte. Horaz Walpole hatte diesen Brief geschrieben, er lautete folgendermaßen:

Der König von Preußen an Rousseau.

„Sie haben auf Ihr Vaterland, Genf, Verzicht geleistet; Sie sind aus der Schweiz, dem Lande, das Sie in Ihren Schriften so sehr loben, vertrieben worden; Frankreich hat

Verhaftbefehle gegen Sie erlaſſen. Kommen Sie zu mir! Ich bewundere Ihre Talente, ich freue mich über Ihre Träumereien, die, im Vorbeigehen ſei es geſagt, Sie zu ſehr und zu lange beſchäftigen. Man muß zugleich klug und glücklich ſein. Durch Ihre für einen wahrhaft großen Mann wenig ſchicklichen Sonderbarkeiten haben Sie ſo viel von ſich reden machen. Beweiſen Sie Ihren Feinden, daß, wenn es ſein muß, Ihnen auch der gemeine Menſchenverſtand nicht fehlt. Dies wird ſie ärgern, ohne Ihnen zu ſchaden. In Meinen Staaten können Sie ohne alle Anfeindungen leben. Gern will Ich Ihnen Wohlthaten erzeigen, wenn Sie Sich nicht dagegen ſträuben werden, aber wenn Sie darauf beſtehen, Meine angebotene Hülfe auszuſchlagen, ſo können Sie verſichert ſein, daß ich es Niemandem mittheilen werde. Wenn Sie darauf beharren, Ihren Geiſt zu ermüden, um neue Qualen auszugrübeln, ſo wählen Sie nach Ihrem Gutdünken; Ich bin König, Ich kann Ihnen zur Erfüllung Ihrer Wünſche die Mittel bieten.

Friedrich."

Die engliſchen Journale und namentlich die „London Chronicle" nahmen dieſen Scherz in ihre Spalten auf. Rouſſeau antwortete hierauf durch ein Billet, das er an den Redacteur dieſes Journals ſandte:

Wotton, 3. März 1766.

„Mein Herr!

„Sie haben dadurch, daß Sie einen Brief, der voll Uebertreibung und Bosheit iſt, dem Könige von Preußen öffentlich zuſchreiben, die Achtung aus den Augen geſetzt, welche jeder Privatmann den gekrönten Häuptern ſchuldig iſt. Sie haben es gewagt, ſeine Unterſchrift mit abdrucken zu laſſen, als ob

Sie dieſelbe von ſeiner Hand geſchrieben geſehen hätten. Ich benachrichtige Sie, mein Herr, daß dieſer Brief zu Paris fabricirt worden iſt und daß, was mein Herz verwundet und zerreißt, der Lügner in England Helfershelfer gefunden hat. Sie ſind es dem Könige von Preußen, der Wahrheit und mir ſchuldig, dieſen meinen Brief an Sie in Ihrem Blatte abzudrucken, um einen Fehler wieder gut zu machen, den Sie ſich ohne Zweifel zum Vorwurf machen würden, wenn Sie wüßten, zu welchen Verläumdungen Sie ſich hergegeben haben. Uebrigens, mein Herr, grüße ich Sie aufrichtig.

Jean Jacques Rouſſeau.

Dieſer berühmte und unglückliche Mann glaubte eines ſchönen Tages, daß ſein Leben unter ſeinen Feinden nicht mehr ſicher wäre, und reiſte, nach einem Aufenthalte von ungefähr 16 Monaten, im Monat Mai 1767 plötzlich von Wotton ab. Man ſchreibt dieſen Entſchluß übrigens auch der Thereſe Lavaſſeur zu, welche aus Sehnſucht nach Frankreich, Rouſſeau in ſeiner Furcht beſtärkte. Auf ihre Ausſage, daß ſie geſehen habe, wie der Koch unbekannte Subſtanzen unter ſeine Speiſen gemiſcht habe, verließ Rouſſeau ſogleich das Haus, ließ von Aſhborne einen Poſtwagen kommen, und fuhr raſch ab.

Sein übriges Leben war von nun ab ein beſtändiges Reiſen, um die Ruhe zu finden, die ihm jedoch das moraliſche Fieber, welches ihn verzehrte, überall verſagte. Stets ſchwebte ein unbekanntes Land vor ſeinen Augen und zog ihn, man weiß nicht durch welchen Zauber, an. Bald nannte er Amiens, bald Fleury, das Landhaus von Mirabeau; bald war es Bourgoie, bald Brie-la-Chateau, die Reſidenz des Fürſten Conti. Auch Amerika ſtellte ſich ſeiner unruhigen Phantaſie unter reizenden Farben dar. Ehe er nach Wotton kam, hatte er bei

der engliſchen Regierung um die Erlaubniß nachgſeucht, eine der Griechiſchen Inſeln bewohnen zu dürfen. Beſonders träumte er von Cypern, ſeinem ſchönen Klima und ſeinen fruchtbaren Fluren. Als er England verließ, wandte er ſich nach Savoyen. Das Schloß Lavagnac, die Inſel Minorka, Monquin und noch viele andere Orte nahmen ihn nach und nach auf, bis er endlich durch den Tod, man ſagt durch einen freiwilligen Tod, ſeine traurige Pilgerfahrt endigte.

Ich lernte in London einen jungen Mann kennen, — er hieß H..., — welcher ſich für berühmte Orte ungemein intereſſirte. Er machte mir den Vorſchlag, mit ihm nach Wotton zu reiſen, um einige Reliquien des Genfer Philoſophen zu entdecken. Ich ging auf dieſen Vorſchlag ein.

Wotton liegt am Fuße des Berges Weaver, ungefähr zwei Stunden von Aſhborne. Wir kamen an ein Haus, das in dem ſtrenge Eliſabethaniſchen Style erbaut war und mitten in einer einſamen Gegend lag. Die Landſchaft ſchien von keinem lebendigen Weſen bewohnt zu ſein, keine menſchliche Stimme ließ ſich hören, keine andere Wohnung war zu erſpähen. Dem Gebäude gegenüberſtehend bewunderten wir die ungeheure Maſſe von grauen Steinen, auf der ſich kleine Thürme erhoben; der Hof war gepflaſtert, die hohe Freitreppe führte zu einer mit großen Nägeln beſchlagenen Thüre, der Garten ſah verwildert aus. Es war ungefähr Mittag, als wir dort waren. Kein Geräuſch war um dieſe ſtolze Wohnung wahrnehmbar, kein Rauch ſtieg aus ihren gothiſchen Schornſteinen hervor. Wir ſtiegen die Stufen der Treppe hinauf, wir zogen an der Glocke, keine Antwort. Schon wollten wir wieder umkehren, als wir an einem Fenſter der oberen Etage das runzelige Geſicht einer alten Frau erſcheinen ſahen, welche uns mit zitternder Stimme zurief: ich komme ſchon! —

Dieſe Dame bewohnte allein das öde Haus, deſſen Beſitzer ſchon ſeit Jahren abweſend war. Sie zeigte uns einige leere Zimmer und das Portrait eines alten Schiffscapitains, des erſten Beſitzers dieſes Gutes; er war ohne Erben geſtorben. Darauf kam die Beſitzung an eine Seitenlinie, aber niemals hat ein Rouſſeau hier gewohnt, und Davenport hat niemals Wotton Lodge beſeſſen. Dieſe Worte überzeugten uns von unſerm Irrthume, und wir reiſten ſogleich nach Wotton-Hall ab. Auch dieſe Villa liegt vereinzelt, obgleich das Dorf Wotton ziemlich nahe iſt. Wotton-Hall ſieht in Bezug auf ſeine Bauart eben ſo alterthümlich aus, als Wotton-Lodge. Nördlich von der herrſchaftlichen Wohnung und dem Dorfe erhebt der Berg Weaver ſeinen grünen Gipfel und gewährt eine reizende Ausſicht. Nach Süden zu ſieht man in der Entfernung die Stadt Utterexeter und ihre rauchenden Schornſteine, die Thürme von Cheadle und Aſhborne, Alton-Abbey, der Wohnſitz des Grafen v. Shrewsbury.

Die Familie Bromley, der Wotton-Hall jetzt gehört, befand ſich nicht im Hauſe, als wir daſelbſt ankamen. Handwerker waren beim Bau des Hauſes beſchäftigt. Der Hausverwalter ſagte uns, daß ſich nichts von Rouſſeau daſelbſt vorfände. Die zwei Zimmer, welche er bewohnte, waren wegen des Umbaues des Hauſes gänzlich fortgeriſſen. Nur eine Grotte war noch vorhanden, welche nach der Tradition ſein Lieblings-Aufenthalt war.

Im Dorfe ſelbſt waren wir bei unſern Nachforſchungen etwas glücklicher. Wir fragten den erſten Bauern, welcher uns begegnete, ob er wohl von einem Franzoſen habe reden hören der einſt im Schloſſe als Gaſt gelebt habe.

Ein Franzoſe? I ja, antwortete er, Sie meinen den alten Roß-Hall?

Ganz richtig, rief mein Begleiter aus, und ich war nicht wenig über die Verwandlung erſtaunt, die die guten Bauern von Wotton mit dieſem ſchon ſo lange europäiſchen Namen vorgenommen hatten. Keiner nennt ihn richtig. Einige nannten ihn ſogar den alten Droß-Hall. Da finde ihn heraus, wer es vermag.

Der Bauer erzählte uns weiter, daß es im Dorfe noch einige ſehr alte Leute gebe, welche ſich ſeiner noch ſehr gut erinnerten; er ſoll ein großer Kenner von Kräutern geweſen ſein und damit alle möglichen Krankheiten geheilt haben. Der alte James Robinſon, fuhr der Bauer fort, der Pächter Burton hier nebenan und die alte Miſtreß Salt kennen ihn genau. Gehen Sie hin, und ſie werden Ihnen Alles mittheilen, was Sie wünſchen.

James Robinſon war ein munterer Greis von hundert Jahren.

Der alte Roß-Hall, rief er aus, als er unſer Anliegen vernommen hatte, o, von dem weiß ich zu erzählen; ich habe ihn oft genug mit ſeiner drolligen Mütze und ſeinem türkiſchen Stocke geſehen, er ſuchte Kräuter.

Wir fragten ihn, ob er bisweilen mit ihm geſprochen hätte.

Geſprochen? ſagte er, ei wie ſo? Er verſtand ja nicht zwei Worte Engliſch.

Hatte der Fremde noch Jemand bei ſich?

Freilich, eine Frau, ſie hieß Madame Zell, aber ob es ſeine Frau war oder nicht, das kann ich nicht ſagen; die Nachbaren meinten, daß es nicht ſeine Frau war.

Wir lachten herzlich über Madame Zell (Mademoiſelle) und forſchten weiter:

Der Pächter Burton und Miß Salt erzählten daſſelbe. Sie ſprachen von ſeinen langen Spaziergängen, ſeinem ſon-

derbaren Anzuge und den großen Kräuterbündeln, welche er im Arme trug. Miß Salt fügte noch hinzu, ſie hätte ſich vor ihm gefürchtet, wenn er ihr auf dem Felde begegnete; er hätte wie ein Zauberer ausgeſehen, und ſeine ſchwarze Sammetmütze hätte ihr einen abergläubiſchen Schreck eingejagt.

Alle bezeigten übrigens die Bereitwilligkeit, mit welcher der alte Roß-Hall und Madame Zell, wie Thereſe Lavaſſeur allgemein genannt wurde, den Kranken beizuſtehen pflegten. Die braven Leute erinnerten ſich noch einer Anekdote, die nicht ohne Witz iſt. Als nämlich einmal die Familie Davenport nach der Reſidenz gereiſt war, wandelte den alten Diener, der zurück geblieben war, die Luſt an, ſeine rechtmäßige Ehehälfte zu prügeln. Auf ihr Geſchrei eilten die Bauern aus dem Dorfe herbei, und Madame Zell, die darüber ſehr entrüſtet war, nahm ihr Bischen Engliſch zuſammen und ſagte zu den jungen Mädchen: da ſeht ihr's, da ſeht ihr's; — heirathet ja nicht, heirathet ja nicht! —

Der Pächter Burton hatte ſich die Idee in den Kopf geſetzt, daß Roß-Hall ein aus ſeinen Staaten vertriebener Monarch geweſen ſein müſſe; deshalb war es uns erklärlich, daß unſere Nachforſchungen, die bald von Mund zu Mund gingen, in den Augen der Bauern von Wotton ſchnell eine hohe Wichtigkeit erlangten.

Wir würden ſie nur mit Mühe überzeugt haben, daß bloß Neugierde uns zu der Reiſe vermocht habe, und aus allen Enden liefen ſie herbei und fragten mit ernſter Miene, ob die Regierung den Roß-Hall ſuchen ließe, — oder ob es ſich darum handele, einen von ihm vergrabenen Schatz wieder aufzufinden?

Man ſagte uns, daß der Pächter Gallimore noch eine Pfeife und eine Mütze beſitze, die dem franzöſiſchen Edelmann

gehört hätten. Nichts war ergötzlicher, als unſer Geſpräch mit dieſem mißtrauiſchen und verſchlagenen Bauer. Auf alle Fragen antwortete er uns: Wovon handelt es ſich? — Was beabſichtigen Sie damit? — Er wollte durchaus nicht glauben, daß meinen Fragen keine hinterliſtige Abſicht zu Grunde läge; er ſchüttelte den Kopf, warf uns einen ſchielenden Seitenblick zu, und ich konnte nur folgende Worte aus ihm herauslocken: „Das iſt eine ſehr alte Geſchichte, — o, eine ſehr alte Geſchichte!“—

Seine Frau zeigte ſich etwas vernünftiger. Sie führte uns in ein Zimmer und erklärte uns, daß ſie uns ſehr verbunden ſein würde, wenn wir ganz offen ſagen wollten, warum ſo viele Menſchen ſich ſo eifrig um den alten Roß-Hall bekümmerten? Wir ſuchten ihr begreiflich zu machen, daß man an einem großen Schriftſteller immer ein ſolches Intereſſe nähme, und es gelang uns faſt, ſie davon zu überzeugen. — Sie trug nun wenigſtens kein Bedenken mehr, uns zu ſagen, daß ſie wirklich bis vor Kurzem noch eine ſchwarze Sammetmütze und eine Pfeife, die aus Wotton-Hall ſtammten, aufgehoben hätten; aber als eines Tages vornehme Leute dieſe Gegenſtände zu ſehen verlangt hätten, habe man ſie aus dem Schranke hervorgeholt und nach der Abreiſe dieſer vornehmen Herren weder die Mütze, noch die Pfeife wiedergefunden. Man beſchuldigte die Handwerker, die damals dort arbeiteten, dieſe beiden Dinge geſtohlen zu haben. Sie fügte hinzu, daß ein Pächter, deſſen Vater bei der Familie Davenport im Dienſte geſtanden hätte, noch eine Mütze beſitze, die Roß-Hall dem Letzteren geſchenkt habe. Wir begaben uns nun zu dieſem Pächter und ſahen die Mütze, ſie war von grobem baumwollenem Zeuge und mit ſilbernen Troddeln verziert, aber da ſie im Schubfache des Küchentiſches gelegen hatte, ſo war ſie von den Motten ſchon

ziemlich beſchädigt worden. Mein Begleiter bot einen anſehnlichen Preis dafür, der Eigenthümer erklärte uns aber, daß er ſich nicht davon trennen wollte: Es wäre, ſagte er, ein altes Andenken von ſeinem Vater. —

Bald darauf erhielten wir auf weitere Nachforſchungen von dem Beſitzer von Wotton, Herrn Walter Davenport Bromley, die Nachricht, daß in dem Schloſſe auch nicht das geringſte Andenken von Rouſſeau ſich vorfinde.

Hundertſiebenundſiebenzigſtes Kapitel.

Die beiden Ladys.

Gentleman S.... und F.... — Etwas Verſchämtes. — Amor. — Rache zweier Eiferſüchtigen. — Die Ueberraſchung.

Herr W.., mit dem ich dieſe Reiſe nach Rouſſeaus Aſyl gemacht hatte, war ein junger Offizier, der mir in jeder Beziehung recht wohl gefiel.

Wir hatten uns bald verſtändigt, d. h. wir wurden allmählig mit der Idee vertraut, uns zu verheirathen.

Jedoch wollte ich dieſen ſo bedeutſamen Schritt nicht thun, ohne alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen.

Als Kind wurde ich betrogen, als Frau wollte ich mich nicht ſelbſt betrügen.

Mr. M.., ſagte ich alſo, Sie wollen mich heirathen, gut; ich bin Ihnen gerade nicht abgeneigt, Sie werden kein größeres Ungeheuer, als die anderen Männer ſein, ich hoffe vielmehr, ein weit kleineres. Heirathen Sie mich in Gottes Namen, — aber Sie werden mir erlauben, daß ich Sie zuvor prüfe, ob Sie auch alle diejenigen Bedingungen in ſich vereinigen, welche zum Glück einer Ehe unerläßlich ſind.

Sie wollen mich prüfen, ſagte Herr M.., nachdem Sie

eine ſo ſchmeichelhafte Vorausſetzung in Bezug auf meinen Charakter ausgeſprochen haben?

Beruhigen Sie ſich, Mr. M.., ohne dieſe Vorausſetzung würde ich Ihre Anträge lediglich zurückgewieſen haben.

Aber worin ſoll denn dieſe Prüfung beſtehen? Welche Eigenſchaft iſt es hauptſächlich, die Sie bei mir ſuchen?

Die Hauptſache, verſetzte ich, iſt die, daß Sie keine Eiferſucht beſitzen.

O, nichts weniger, meine Schöne, rief Mr. M..

Nun, wir wollen ſehen, ich beſtimme eine vierzehntägige Probezeit.

Mr. M.. war damit zufrieden, und ich that nichts weiter, — als mir ſelbſt treu zu bleiben.

Es drängten ſich in England ſehr viel Männer zu mir, und hätte ich meine Hand vergeben wollen, ich hätte ſo viele Hände, wie Argus Augen gehabt, haben müſſen.

Einer, ein Herr H..., welcher ebenfalls Offizier war und ein bedeutendes Vermögen beſaß, zog beſonders meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und da auch er mich mit ſeinen Anträgen verfolgte, ſo gab ich ihm daſſelbe Verſprechen, welches ich Mr. M.. gegeben hatte, auf eben dieſelbe Bedingung hin.

Freilich wußten dieſe beiden Herren nun nicht, daß ſie mit einander in Correſpondenz geſetzt waren, und dieſe Prüfung ſchien recht erbaulich werden zu wollen.

Da ich nun gewiſſermaßen doppelt verlobt war, ohne es ein einzig Mal zu ſein — und ich hoffe, daß die Geſetze mir dieſes nicht zum Verbrechen machen werden — ſo glaubte ſowohl der Herr M.., als der Herr H... ein Anrecht auf meine Treue und Zärtlichkeit zu haben, und das war mir auch willkommen

Gleichwohl hätte ich ſie aber einer zu harten Probe aus-

geſetzt, wenn ich ſelbſt zu viel Zärtlichkeit gegen ſie geäußert hätte, da es noch ſehr zweifelhaft war, welcher von beiden Herren, oder ob überhaupt einer von ihnen der Verſuchung zur Eiferſucht widerſtehen würde.

Außer dieſen beiden Herren waren es noch zwei andere, aber etwas ältere Gentlemens, welche mich mit ihren Liebesanträgen verfolgten, und die ein wenig zu foppen mir ungemein vielen Spaß gewährte.

Ich ſagte jedem dieſer beiden Herren, von denen ich ſehr bald erfahren hatte, daß ſie verheirathet ſeien, meine Liebe zu, ich erklärte ihnen, daß ſie mir den Kopf ganz verrückt gemacht hätten, kurz, daß ſie diejenigen Männer ſeien, welche ich einzig und allein wahrhaft lieben könnte.

Man kann ſich leicht einen Begriff machen, in welche Entzückung dieſe beiden Herren Gentlemens durch meine Erklärung verſetzt wurden; denn ſie waren ſeit Jahren gewohnt, von ihren Ladys zu hören, daß ſie die häßlichſten, unausſtehlichſten, miſerabelſten Männer ſeien, welche Gottes Erde hervorgebracht habe.

Nachdem ich ihnen, — natürlich jedem allein, — ein ſo animirendes Geſtändniß abgelegt hatte, brannten ſie vor Verlangen, zu einigen Realitäten zu kommen, und ich verſprach ihnen ein Rendez-vous.

Natürlich hütete ich mich wohl, den Herren H. und M. etwas von dieſem Spaße zu ſagen, da ich ſie ebenfalls dabei auf die Probe ſtellen wollte.

Die beiden Gentlemens aber, welche außer ſich vor Freuden waren, daß ſie einen ſolchen Triumph über ihre jüngeren Nebenbuhler erlangt hatten, theilten den Herren M. und H. ihren Sieg mit, welche jedoch im Anfang nicht daran glauben wollten und den Gentlemens in's Geſicht lachten.

Dieſe wurden bitterböſe und theilten ihnen Tag und Stunde mit, zu welcher ich ſie eingeladen hatte.

Dieſe Zeit war allerdings ein wenig verfänglich, denn es war die neunte Stunde Abends.

Obwohl nun weder Mr. M. noch Mr. H. an die Nebenbuhlerſchaft dieſer beiden Leute recht glauben wollten, ſo dachten ſie am Ende doch:

Sie iſt ein Weib, — wer weiß? —

Die Weiber haben oft närriſche Sympathien, ſie verlieben ſich zuweilen wüthend in die häßlichſten Männer, während ſie die ſchönen mit dem gleichgültigſten Auge betrachten.

Man muß der Sache doch einmal nachſpüren, dachte Mr. M.

Und ganz ebenſo dachte Mr. H.

Nur Eines wollte dieſe Herren noch nicht faſſen, daß ich die beiden Gentlemens zu einer und derſelben Zeit beſtellt hatte. Die beiden Gentlemens lachten ſich gegenſeitig aus und nannten ſich gegenſeitig Aufſchneider und Gott weiß was noch.

Denn als der eine der Herren M. und H. ſagte, die Gräfin v. Landsfeld hat mich um 9 beſtellt, um mir Alles zu gewähren, verſetzten dieſe Herren, das iſt nicht möglich, denn Mr. F. iſt, wie er ſagt, zu eben und derſelben Zeit zur Gräfin beſchieden worden.

Das iſt nicht möglich, betheuerte nun der Gentleman, der Mr. F. iſt ein Lügner.

Mr. F. betheuerte dasſelbe, und die Herren M. und H. glaubten natürlich ebenfalls dasſelbe, d. h. daß einer von ihnen oder beide Aufſchneider ſein müßten.

Dennoch beſchloſſen ſie, der Sache weiter nachzuforſchen.

Aber, ſagten ſich dieſe Herren, würde das nicht gegen den Accord ſein? Würde das nicht Eiferſucht verrathen?

Sollte nicht etwa dieſe ganze Geſchichte eine Falle für uns ſein?

Es wäre vielleicht beſſer, wir kümmerten uns um die ganze Geſchichte nicht und warteten ab, bis ſie uns ſelbſt dieſe Neckerei mittheilt.

So dachten die Herren, natürlich Jeder für ſich, denn dieſe beiden Herren hatten eben keine Urſache zu vertraulichen Mittheilungen.

Doch die Neugierde überholte alle Reflexion, alle Vernunft.

An dem verhängnißvollen Tage waren es nicht weniger als acht Augen, acht gentlemenſche Augen, welche voll Angſt, Hoffnung und Erwartung auf meine Wohnung ſich richteten.

Ich blickte aus dem Fenſter, um das Terrain zu recognosciren.

Mr. M. ſtand meinem Hauſe gerade gegenüber, er ſah mich und grüßte, that aber, als ginge er nur vorüber.

Bald darauf ſah ich ihn neben meinem Hauſe Poſto faſſen.

Den Herrn H. ſah ich nicht, ich vermuthete aber, daß er auch ſchon irgend wo ſeinen Platz gewählt habe.

Zur beſtimmten Zeit ſah ich den einen Gentleman mit rothem, freudeſtrahlendem Antlitze und raſchen Schritten meinem Hauſe zueilen.

Ich ging ihm entgegen und fühlte mich ſo aufgelegt, wie ſeit langer Zeit nicht, zu einem recht tollen Streiche.

Ich empfing alſo den Gentleman mit einer ſo ſchmachtenden Miene, als ich nur immer anzunehmen vermochte.

Ich drückte ſeine Hand und fuhr mit meiner Hand über ſeine Naſe hinweg, gerade wie ich meinen allerliebſten Pudel, Georgé, zu liebkoſen gewohnt war.

Der Gentleman trug etwas in der Hand, was ich nicht er-

kennen konnte, denn er hatte es mit ſeinem Taſchentuche höchſt ſorgfältig umhüllt.

Rathen Sie, ſagte er mit ſehr geheimnißvoller Miene, welcher er einen Anflug von Schelmerei zu geben verſuchte, was ihm jedoch ziemlich mißglückte, rathen Sie, was ich unter dieſer Verhüllung habe?

Wie ſoll ich das errathen? Vielleicht ein Kaninchen, oder einen Papagei, oder ſonſt ein Thier?

Nein, fehlgeſchoſſen, ſehr fehlgeſchoſſen, ſagte er, ich habe darunter etwas — ſehr Verſchämtes.

Etwas Verſchämtes? —

Ja, meine Liebe, ich fürchte mich faſt, es zu enthüllen, denn dieſes Taſchentuch iſt das einzige Kleid, welches der Arme trägt.

Sie machen mich in der That ſehr neugierig, Sir.

Neugierig? Ha! ha! ha! Dieſe Ladys ſind Alle ſehr neugierig bei ſolchen Dingen.

Aber ſo öffnen Sie doch endlich ihr Taſchentuch und laſſen Sie mich einmal ſehen, welche Dinge Sie da haben!

Hi! hi! hi! Das konnte ich mir denken. Raſende Ungeduld, nicht wahr? Nun, ich werde enthüllen, — paſſen Sie auf, — hier iſt es! —

Ich ſah weiter nichts, als einen kleinen Amor. Dieſer kleine Amor war aber eine koſtbare Antike.

Ich weiß, ſagte der Gentleman ſehr galant, daß Sie eine große Liebhaberin von dergleichen Dingen ſind, denn ich ſehe ja hier weiter nichts, als ſolche Puppen, die gerade ſo ausſehen, als kämen ſie ſo eben vom Paradieſe her, und da habe ich denn geglaubt, daß Ihnen ein derartiges Geſchenk ſehr angenehm ſein würde.

O, ich bin Ihnen sehr dankbar, aber wie haben Sie es angefangen, eine so köstliche Antike zu erwischen?

Nun, ich forschte, bei wem man solche Puppen kaufen könne, und ging dann zu dem bezeichneten Manne.

Aber wie kamen Sie gerade auf den Amor?

Er sollte mir eine Puppe geben, sagte ich dem Verkäufer, die sich am besten dazu eigne, sie der Dame seines Herzens zum Geschenk zu machen.

Ah, — auf diese Weise haben Sie den armen Amor bei seinen Fittigen gepackt.

Ja, bei seinen Fittigen, — schmunzelte der Gentleman und machte nun eine so zärtliche Miene, als wollte er mich aus lauter Liebe verschlingen. —

In diesem Augenblick hörten wir pochen.

Mein Gott, sagte ich, wer kann das sein, zu einer so ungelegenen Stunde, ich habe mir ja alle Visiten verbeten.

Ist die Thüre nicht verschlossen? fragte der Gentleman.

Ich begreife nicht, — die Domestiken haben strenge Ordre, jeden Besuch abzuweisen.

In diesem Augenblick pochte es zum zweiten Male.

Der Gentlemen wurde plötzlich sehr nachdenkend.

Hm, — Lady, sagte er, das wäre ein schöner Streich, — aber der Patron ist gerade dazu fähig.

Was meinen Sie?

Nun, der Mr. S. hat sich gegen mich und Andere gerühmt, daß Sie ihm — — nun, daß Sie in ihn rasend verliebt seien, und daß er heute um neun Uhr eine Schäferstunde bei Ihnen genießen würde.

Der Abscheuliche!

Ja, es ist empörend, niederträchtig, — wahrscheinlich thut er es aus Neid, aus Rache gegen mich.

Aber wie ſollte er wiſſen, daß Sie jetzt gerade bei mir ſind? fragte ich, den Gentleman ſcharf anſehend, welcher ſich über ſeine Dummheit in die Lippen biß.

Wie er das wiſſen kann? Ja, wer das wüßte, auf welche Weiſe ein ſo frecher Patron die Geheimniſſe anderer Leute erfährt.

Mr., ſagte ich ſehr ernſt, dieſe Intrigue iſt abſcheulich, und wir müſſen den Menſchen dafür züchtigen.

Freilich muß er gezüchtigt werden; ich werde ihn todtſchießen.

Thun Sie das, die Strafe wäre nicht zu hart; aber ich gedenke ihn noch empfindlicher zu ſtrafen.

Noch empfindlicher?

Es pochte jetzt zum dritten Male.

Ich klingelte und fragte mein herbeieilendes Kammermädchen, welchem ich unterſagt hatte, den Gentleman anzumelden, mit verſtelltem Zorn, wie ſie die Leute bis an meine Thür laſſen könnte, ohne ſie zu melden?

Frau Gräfin, ſagte ſie, es iſt der Mr. S..., welcher mich, als ich ihn anmelden wollte, bei Seite ſchob, mir ſeine Hand oder vielmehr eine Guinee auf den Mund drückte, und ohne Weiteres auf Ihr Zimmer zuſchritt.

Der Unverſchämte! rief der Gentleman voll Entrüſtung.

Eine empörende Unverſchämtheit! rief ich und befahl meinem Kammermädchen, dem Gentleman zu ſagen, daß er ſich noch einige Augenblicke gedulden ſollte, ich würde ihn ſogleich empfangen.

Nach dieſer Vorbereitung ſagte ich zum Gentleman, welcher über dieſe Störung ſehr ungehalten war:

Haben Sie die Güte, mir Beiſtand zu leiſten, damit ich eine ſolche Unverſchämtheit nach Gebühr züchtigen kann.

Gern, gern, rief der Gentlemen, was befehlen Sie?

Sie müſſen ſich ſchon eine Metamorphoſe gefallen laſſen.

Eine Meta — — —, iſt das Ihr Kammermädchen? — —

Nein, Mr., es iſt nur eine Verwandlung.

Ah, — eine Entkleidung meinen Sie? —

Ich meine vielmehr eine Umkleidung. Hier iſt eine Robe, hier eine Mütze —

Wie, ich ſoll ein Frauenzimmer werden?

Ja, Sie ſollen den Gentleman ſtatt meiner empfangen.

Aber er wird mich ja gleich erkennen.

Wir werden das Licht auslöſchen.

Und was ſoll ich mit ihm beginnen?

Warten Sie nur ab, bis er mit Ihnen beginnt.

Mit mir? Alle Wetter, das iſt nicht ſehr angenehm, Lady, von einem Mann einen Kuß zu empfangen.

Sie können ihn mit einer Ohrfeige erwidern.

Das iſt wahr, — nun gut, machen Sie mich in Gottes Namen zu einer Matrone, wir wollen ſehen, — helfen Sie mir nur gefälligſt, Toilette zu machen, denn ich verſtehe mich wahrhaftig beſſer darauf, Kleider aus- als anzuziehen.

Ich half dem Tropf bei ſeiner Toilette, indem ich ihm ein Kleid meines Kammermädchens überzog, welches aber lange nicht weit genug war, den inhaltsſchweren und umfangreichen Gentleman aufzunehmen. Von allen Seiten riſſen die Näthe aus, indeß half mein Kammermädchen dieſem Uebelſtand bald wieder ab, und nach einigen Minuten war der ehrenwerthe Gentleman, bis auf ſeinen blonden und etwas lichten Bart, eine ziemlich gut proportionirte Frau, welche den Hökerinnen keine Schande gemacht hätte.

Nun bin ich Meta — — —, ſagte er ganz erfreut, und

was werde ich dann ſein, wenn ich die Meta — — — wieder ablege, meine ſchöne Lady?

Nun, dann werden Sie ein Mann ſein.

Ein Mann, ſehr wohl geſprochen, ein Mann, durchaus ein Mann und nichts anderes, und welch ein Mann, nun, Sie werden ſchon ſehen — —

Jetzt ſind Sie fertig, ſagte ich, ich werde mich nun zurückziehen.

Ich befahl meinem Kammermädchen, den Gentleman eintreten zu laſſen, während ich ſelbſt das Zimmer verließ und — nach dem Theater fuhr.

Ich habe es nicht mit eigenen Augen geſehen, was ſpäter in meiner Wohnung zwiſchen den beiden Gentlemens vorging, aber dieſes Luſtſpiel endete ſehr tragiſch.

Man glaube nicht, daß etwa ein Duell dieſem Luſtſpiele eine ſo höchſt tragiſche und unvermuthete Wendung gegeben habe. —

Nein, dieſe beiden Gentlemens hätten ihre beiderſeitige Zärtlichkeit höchſtens in eine Boxerei verwandelt, was nur einiges Naſenbluten und Augengeſchwulſt zur Folge gehabt haben würde.

Es traten vielmehr noch zwei andere Gentlemens auf die Bühne, und was das Schlimmſte von Allem war — noch zwei Ladys.

Die Sache verhielt ſich alſo:

Als nämlich der Mr. M . . den Gentleman zu mir hinaufgehen ſah, war er ſo wüthend über den Gentleman und über mich, daß er auf Rache ſann.

Sie foppt dich doch, dachte er, um einen ſolchen Menſchen vergißt ſie dich, einen ſo miſerablen Patron zieht ſie dir vor, du mußt dich rächen.

Aber wie? —

Den glücklicheren Nebenbuhler todtzuſchießen, — dieſer Gedanke kam ihm wohl, aber er verwarf ihn mit moraliſcher Entrüſtung, denn er ſagte ſich, daß eine ſolche Strafe zu viel Ehre für den Gentleman ſei.

Ich werde es ganz anders machen, murmelte Mr. M.., welchem ein ſehr glücklicher Gedanke durch den Kopf ging.

Gedacht, gethan.

Mr. M .. verließ ſeinen Poſten, näherte ſich einem Omnibus, und als er ihn eben beſteigen wollte, kam Mr. H.... gerade auf ihn zu.

Wohin mein lieber M..? fragte ihn H....

Wohin? Wohin? — —

Mr. M .. beſann ſich einen Augenblick, ob er H.... ſeinen Plan mittheilen ſollte, doch endlich entſchloß er ſich dazu.

Ich kann Ihnen eine fürchterliche Geſchichte mittheilen, ſagte M.. mit einer ſehr wichtigen Miene, aber eine ſehr ſchlimme Geſchichte! —

So! Laſſen Sie hören.

Ich habe Eile, ich muß handeln, — wenn Sie die Sache hören wollen, ſteigen Sie mit in den Omnibus. —

Wen betrifft denn Ihre Geſchichte?

Wen ſie betrifft? — Mich, — Sie, — die Gräfin v. Landsfeld. —

Die Gräfin v. Landsfeld? — gut, ich ſteige ein.

So ſaßen denn beide Herren im Omnibus, und Mr. M.. zögerte nicht, ſeinem Freunde H... ſeine Entdeckung mitzutheilen.

Als er damit zu Ende war, ſagte H...: es iſt ſonderbar, — ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich eben den andern Gent-

leman S. zur Gräfin habe gehen ſehen, und daß alſo dieſe beiden Herren wirklich nicht gelogen zu haben ſcheinen. —

Meinetwegen mag ganz London zu ihr gehen, rief M.. ärgerlich, aber Sie ſoll ſich nicht auf meine Koſten mit ihnen luſtig machen.

Auf Ihre Koſten, mein lieber M..?

Allerdings, die Abſcheuliche hat mir die Ehe verſprochen.

Sie hat Ihnen die Ehe verſprochen, rief H.... erſtaunt.

Scheint Ihnen das ſo unmöglich zu ſein?

Durchaus nicht, verſetzte H..., und biß ſich auf die Lippen

Aber ich werde mich rächen!

Und was haben Sie vor?

Sie wiſſen, daß S. verheirathet iſt, daß er, wie er uns ſelbſt mittheilte, eine ſehr ſtörriſche und böſe Frau hat. —

Ja ich erinnere mich.

Nun, ich will zu ihr hinfahren und ſie der Landsfelb auf den Hals ſchicken.

Der Plan iſt köſtlich. Hat der Gentleman F. nicht auch eine Frau?

Allerdings, ſie ſoll nicht viel beſſer ſein als die Frau v. S.

Nun, ich denke es wäre ſehr gerecht, wenn man auch dieſe Frau über den Aufenthalt ihres Mannes in Kenntniß ſetzte.

Allerdings, das iſt nicht mehr als billig.

Die beiden Herren machten ſich alſo daran, ihren abſcheulichen Plan auszuführen, der ihnen nur zu gut zu gelingen ſchien.

Wir wollen aber nun ſehen, was indeſſen die beiden Gentlemens gemacht haben.

Der Mr. S... trat ſehr ſachte in das Zimmer und wunderte ſich nicht wenig, dieſes dunkel zu finden.

Indeſſen tröſtete er ſich ſehr bald über dieſen Uebelſtand, denn im Grunde, wozu ſollte das Zimmer erleuchtet ſein?

Iſt die Liebe ſich nicht ſelbſt Licht genug?

Alſo Gentleman S... war es ſehr wohl zufrieden, und dieſe Zufriedenheit ſteigerte ſich zum höchſten Entzücken, als er ſich plötzlich leiſe berührt und auf's Kanapee hingezogen fühlte.

Nun folgte eine ſehr feurige Umarmung, aber zu früh ſchien ſich Mr. S's Backenbart zu verrathen, denn der Mr. S. ſchrie laut auf und fluchte wie ein Schiffscapitain.

Zum T..., rief er, haben Sie denn einen Backenbart, Gräfin?

Die vermeintliche Gräfin hütete ſich wohl, irgend ein Wort zu ſagen, denn ihre Stimme hätte ſicher den Backenbart ſehr gut commentirt.

Aber das Schweigen half ihm doch nichts, es gab da Dinge, welche ſehr beredt waren. Mr. S. ſchrie nach Licht. Mr. F., welcher ſich von den Armen des andern Gentleman auf eine kanibaliſche Weiſe feſt umſchloſſen ſah und kaum athmen konnte, ſchrie ebenfalls nach Licht, — mein Kammermädchen, welches dieſen entſetzlichen Skandal hörte, ſcheute ſich aber, in's Zimmer zu treten, da ſie mancherlei und wohl auch nicht ganz unbegründete Furcht hatte.

Endlich aber ging die Thüre auf, und ein Lichtſtrahl drang in's Zimmer, und mit dieſem matten Lichtſtrahl drangen noch ein paar andere Weſen ein, welche Feuer und Funken ſprühten, nämlich die beiden — Lady's.

Die eine wunderte ſich ſehr, ihren Mann nicht zu finden, dagegen war die Frau des Gentlemans S. um ſo erzürnter, je verdutzter und wie aus den Wolken gefallen er daſaß.

Die beiden Lady's, welche ſicher ſehr viel Geiſt und Entſchloſſenheit beſaßen, theilten ſich nun in Folge eines ſtillſchweigenden Einverſtändniſſes in die Rollen.

Während nämlich die Lady S... über ihren ungetreuen Ehegemahl herfiel und mit ihm das sechste Gebot repetirte, hatte sich die andere Dame die vermeintliche Lola Montez zum Ziele ihrer Definitionen ausersehen, und Beide schlugen mit solchem Tact auf die breiten Schultern und die vollen Wangen der Gentlemens los, daß der beste Kapellmeister bei ihnen hätte in die Lehre gehen können.

Also hier bei diesem abscheulichen Frauenzimmer finde ich Dich! rief Lady S.

Der Mr. S. war klug genug, das größte Stillschweigen zu beobachten und sein Gesicht so abzukehren, daß seine holde Ehehälfte ihn nicht erkennen konnte.

Auf diese Weise hoffte er sich mit Ehren aus dieser kitzlichen Situation zu retten.

Aber der andere Gentlemen hatte an diesem **Qui pro quo** kein gleiches Interesse, vielmehr stand er in einem weit besserem Lichte vor seiner Frau da, wenn diese den Gentleman erkannt hätte.

Aber es war ihm unmöglich, zu Worte zu kommen.

Die Erbitterung und eheliche Entrüstung der beiden Frauen war zu groß, ihr Eifer, ihre Wuth, die Bewegung ihrer Zungen, welche von ihren Fäusten accompagnirt wurden, gestatteten ihnen nicht, nach etwas Anderem zu hören.

War die Schuld der beiden Ehemänner nicht sonnenklar?

Wozu sollten sie noch Entschuldigungen hören?

Und von Verzeihung konnte keine Rede sein.

Erst als der Sturm sich ein wenig gelegt hatte und die Damen von ihrer allzugroßen Anstrengung so ermattet waren, daß sie einiger Erholung bedurften, gelang es dem armen S.., den Kopf des andern Gentleman umzudrehen und die Damen ihren Irrthum sehen zu lassen.

Die armen Frauen ſtanden wie vom Blitz getroffen da, ſie wußten nicht, was ſie zu dieſer Scene ſagen ſollten, und die beiden Gentlemens wußten eben auch nichts anderes zu ſagen, als daß ſie den ganzen Spaß unternommen hätten, um ihre eiferſüchtigen Frauen einmal tüchtig anzuführen.

Die beiden Urheber dieſer Scene, Mr. M. und H., waren inzwiſchen ebenfalls angekommen, um die Entwickelung der Scene, welche ſie herbeigeführt, mit anzuſehen. Sie hatten Mitleid mit den armen Teufeln und traten auf ihre Seite. Warum ſollten ſie auch nicht, es war ja ihr eigenes Geſchlecht, welches in die Falle gegangen war, und die ganze Scene endete mit einer allgemeinen Verſöhnung derjenigen Perſonen, welche noch kurz vorher in ſo feindliche Berührung gekommen waren.

Als ich nach Hauſe kam, vernahm ich von meinem Kammermädchen das Vorgefallene.

Natürlich konnte ſie mir die Hauptſache nicht aufklären, auf welche Weiſe nämlich die beiden Frauen erfahren hatten, daß ſie ihre ungetreuen Ehemänner bei mir finden würden.

Aber was das anbetraf, bedurfte es von meiner Seite keiner großen Sehergabe, um die Urſachen dieſes Scandals zu errathen.

Warten wir, dachte ich, wenn die Herren M. und H. kommen, — ſie ſind es, welche die Frauen herbeigerufen haben, um mir einen böſen Streich zu ſpielen, — denn ſie konnten ja nicht wiſſen, daß ich nicht zu Hauſe war. Ich werde mich aber für dieſe Niederträchtigkeit rächen.

Als mich am andern Tage die beiden Herren beſuchten, — der Termin zur Antwort war gerade abgelaufen, — that ich, als wüßte ich von nichts. Als ſie aber von mir eine Entſcheidung begehrten und ſie ſich darauf beriefen, daß ſie trotz vielfacher

Veranlaſſung zur Eiferſucht ſolche dennoch nicht gezeigt hätten, vielmehr in der vollkommenen Ueberzeugung, daß ich ſie nur in Verſuchung hätte führen wollen, jede derartige Regung unterdrückt hätten, da lachte ich laut auf und erklärte ihnen, daß ich Männer, welche durch zwei ſolche unliebenswürdige Gentlemens, wie die Herren M. und S., in Eiferſucht gerathen könnten und ſich dadurch zu ſolchen ſchlechten Handlungen hinreißen ließen, niemals heirathen würde.

Die Herren wurden ſehr blaß, als ſie meine Entſcheidung hörten. Sie machten tauſendfache Betheuerungen, ich blieb taub für alle ihre Vorſtellungen und hatte endlich die Genugthuung, mich von dieſen beiden Anbetern — für immer befreit zu ſehen.

Eine Rache konnten ſich aber dieſe beiden Herren dennoch nicht verſagen.

Sie machten den Vorgang mit den beiden Ladys in verſchiedenen Zeitungen bekannt. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden geweſen, man muß gekränktem Eigendünkel ſchon dergleichen zu Gute halten, aber die Herren ließen ſich von ihrem Verdruſſe dazu verleiten, den ganzen Hergang zu entſtellen, und ich konnte zu meiner Verwunderung leſen, daß die beiden Ladys mich ſelbſt vorgefunden und etwas unſanft mit mir in Colliſion gerathen wären. Die ganze Darſtellung endete mit dem höchſt moraliſchen Satze, der etwas verſteckt ausgedrückt war:

So muß es allen Frauen ergehen, welche die armen Männer ihren Ehefrauen abſpenſtig machen und das Familienglück zerſtören.

Die armen Männer!

Wenn ſie nur nicht ſo moraliſch wären.

Hundertachtundſiebenzigſtes Kapitel.

Wieder eine Heirath.

Im Theater. — Mr. Heald. — Ein merkwürdiger Liebesſtreich. — Reſignation.

Obgleich ich von vier Anbetern auf einmal befreit war, trat durchaus kein Mangel an ſolchen ein.

Aber ich hatte es ſatt, — die Männer zu probiren.

Man mag mit ihnen beginnen, was man wolle, das Reſultat bleibt ſtets daſſelbe.

Die Männer ſind eiferſüchtig ohne Ausnahme.

Man hat ſich alle mögliche Mühe gegeben, dieſe Empfindung, welche man Eiferſucht nennt, zu erklären, d. h. in ihre Atome zu zerlegen.

Den Männern iſt dieſe Erklärung vollkommen mißglückt, und die Frauen haben zu dieſen Erklärungen einen eben ſo mißrathenen Commentar gemacht.

Die Eiferſucht iſt keine Leidenſchaft.

Die Eiferſucht iſt — Mißtrauen.

Das Mißtrauen aber, welches ſehr oft aus dem Bewußtſein des eigenen Unrechts entſteht, iſt ein gewöhnlicher Fehler aller Despoten und mithin auch der Männer.

Das Mißtrauen entſteht aber auch aus dem Bewußtſein der Schwäche, — und daher iſt die Eiferſucht auch ſehr oft ein Fehler der Frauen.

Die Eiferſucht iſt alſo allen Männern ohne Unterſchied, je nach den Umſtänden in größerem oder geringerem Grade eigenthümlich, und wenn man die Männer will, muß man dieſen Fehler mit in den Kauf nehmen.

Ich beſchloß alſo, ferner darauf keine Rückſicht zu nehmen und ihn allen anderen Fehlern hintenan zu ſtellen.

Unter meinen Bekannten befand ſich ein Offizier, welcher außer einigen Dingen, die mir mißfielen, Eigenſchaften beſaß, welche mich für ihn einnahmen.

Zu ſeinen ſchlimmen Eigenſchaften gehörten auch einige Verwandte, welche über das Verhältniß des jungen Offiziers zu mir ſehr erbittert waren.

Sie ließen nichts unverſucht, unſere Verbindung zu hintertreiben.

Aber es gelang ihnen nicht. — Schon zu oft hatten mich böſe Leidenſchaften und Vorurtheile gezwungen, ein nahes Glück aufzugeben, — ich war entſchloſſen, mich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen.

Herr Heald, ſo hieß mein Verlobter, war tapfer und jugendlich, er hatte einen ſcharfen Verſtand, Unternehmungsgeiſt und viel Vermögen.

Unſere Ehe wurde geſchloſſen trotz aller Intriguen, die uns hindern wollten.

Wir hatten uns auf eine merkwürdige Weiſe kennen gelernt.

Herr Heald ſah mich im Theater, und am nächſten Tage ſandte er mir folgenden Brief:

„Frau Gräfin!

Geſtern hatte ich das Glück, unter den vielen ſchönen Da-

men, welche im Theater waren, eine zu ſehen, welche mir mehr als alle anderen gefiel. Sie waren es. Ich ſuchte mich nach Ihnen zu erkundigen und erhielt ſehr befriedigende Auskunft, d. h. Jedermann lobte — und Jedermann tadelte ſie! Konnte ich ein beſſeres Zeugniß Ihrer Liebenswürdigkeit erhalten? Ich erfuhr, daß Sie zwar viele Anbeter, aber keinen Mann hätten, — es iſt alſo noch Platz für dich, dachte ich, und dieſer Gedanke beglückte mich und ſtörte die Ruhe meiner Nacht. Ich konnte alſo am Morgen nichts Beſſeres thun, als Ihnen dieſe Zeilen zu ſenden. Ich biete Ihnen in allem Ernſte meine Hand an, es iſt die Hand eines Ehrenmannes, und füge zum Ueberfluß noch hinzu, daß ich ein hinreichendes Vermögen beſitze, alle Launen einer geiſtreichen und ſelbſt eitlen Frau zu befriedigen, im Falle Sie das Letztere, was ich jedoch keineswegs vorausſetze, ſein ſollten. Ich bitte ſchließlich, dieſe Zeilen 24 Stunden zu überlegen und ſich um die Antwort nicht zu bemühen. Ich nehme mir die Freiheit, ſie morgen perſönlich in Empfang zu nehmen."

Dieſer Brief erforderte keine Ueberlegung, ich war bald entſchloſſen, und als mich Herr Heald am anderen Tage beſuchte, ſagte ich ihm:

Sie ſind entſchloſſen, mich mit allen Fehlern, welche ich beſitze, zu heirathen; nun gut, Sie werden gewiß auch die Ihrigen haben, und da iſt Nachſicht der beſte Vermittler. Sie bieten mir Ihre Hand an, ich ſchlage ein, — wir wollen hoffen, daß unſere Herzen mit unſeren Händen übereinſtimmen.

So ward ich denn zum zweiten Male eine Frau. —

Nach allen trüben Erfahrungen, welche ich gemacht hatte, konnte ich doch die Erkenntniß nicht von mir weiſen:

daß ſich an der Hand eines Mannes, am beſten die Tyrannei der Männer bekämpfen laſſe.

Hundertneunundſiebenzigſtes Kapitel.

Abſchied von den Leſern.

Mein Streben. — Der Kampf der Welt. — Religion. — Politik. — Philoſophie.

Wir ſtehen an dem Schluſſe dieſer Memoiren.

Zwar noch viel, ſehr viel könnte ich niederſchreiben.

Ich könnte noch manche männliche Thorheit enthüllen, auch noch von mancher weiblichen Schwäche erzählen.

Aber iſt es nöthig, daß man Alles ausplaudert, was man weiß?

Ich habe dem ſtarken Geſchlechte überall den Fehdehandſchuh hingeworfen und ihm gezeigt, wie wenig Recht es hat, ſich in moraliſcher Hinſicht über uns Frauen zu erheben.

Ich habe den Frauen gezeigt, daß, — wenn ſie verſtänden, die Schwäche der Männer zu nützen, ſie überall aufhören würden, das ſchwache Geſchlecht zu ſein.

Es wäre kein Unrecht, ſich jedes Vortheils gegen die Eitelkeit und Anmaßung der Männer zu bedienen.

Ich war weit entfernt, mich beſſer darzuſtellen, als ich bin,

und meine Schuld iſt es nicht, wenn ich dadurch beſſer geworden bin, als der Ruf mich gemacht hat.

Der Ruf einer Frau iſt oft weiter nichts, als der Widerhall der Bosheiten jener Männer, welche die Frauen ſo gern ſchwach und ſchlecht ſehen und hinterher eine moraliſche Entrüſtung heucheln.

Ihr habt gar kein Recht, über die Tugend einer Frau den Stab zu brechen, — ſo lange ihr nicht ſtrenger gegen euch ſelbſt ſeid.

Ich habe euch den Fehdehandſchuh hingeworfen und werde mit euch kämpfen, ſo lange ich lebe, in allen Lagen und unter jeder Form.

Ich werde gegen eure Anmaßung, gegen eure Uebertreibung, gegen eure Unverſchämtheit ankämpfen bis zu meinem letzten Athemzuge, und mögt ihr dann immerhin ſagen, wenn ich geſtorben ſein werde:

Sie war ein Weib, — ſie war ein ſchlechtes Weib! —

Ich werde in meinem Grabe auf den verfälſchten Ausdruck einer ſich ſelbſt betrügenden Erkenntniß keinen Werth legen, und der Himmel wird ein Weſen nicht verſtoßen, das, — wie ſehr es auch gefehlt haben mag, — doch niemals ſich die Mühe gab, mit ſeinem Gewiſſen unter die Maske der Scheinheiligkeit ſich zu flüchten.

Gegen das Böſe habe ich mich ſtets aus allen Kräften geſträubt, aber meine Natur geſtattete es mir nicht, ein Weib der Gewohnheit, ein ſo zu ſagen traditionelles Weib zu ſein, ein Weib, welches ſein höchſtes Glück darin ſetzt, dem Manne eine gute Brühe und ein freundliches Geſicht zu machen.

Ich habe über mich ſelbſt, über meine Mitmenſchen und die Welt ſtets zu viel nachgedacht, um das Hergebrachte ſtets

befriedigt durch das Sieb der gewöhnlichen Kritik laufen zu laſſen.

Bei der Zerriſſenheit unſerer Zeit, bei der Zerfallenheit aller Zuſtände, bei der Bewußtloſigkeit aller Gewiſſen habe ich überall nach einem Anhaltepunkte geſtrebt, welcher ſowohl der menſchlichen Würde als unſerer Beſtimmung entſpricht, und es iſt nicht meine Schuld, wenn die Herren zuweilen einen Schwindel bekommen haben und vor dem hohen Standpunkte ſchaudernd zurückbebten, welchen ich einzunehmen ſuchte.

Dann verfolgte mich ihr Spott, dann war ich frech, dann trachtete ich nach einer Krone.

Aber leben wir nicht in einer Zeit, in der man ſich krümmen muß wie ein Wurm, wenn man nicht den Muth beſitzt, ſich oben zu erhalten?

Die Welt iſt jetzt ein Land.

Der Menſchengeiſt, ſo zerſetzend er geworden iſt, hat Zeit und Raum verſchlungen; iſt es ein Wunder, wenn er ſich nun verliert in dieſem unermeßlichen Raum, in welchem er alle Schranken, alle Wegweiſer, alle Meilenzeiger niedergeriſſen hat? —

Wir haben den Ocean entdeckt, wir haben die neue Welt gefunden, — aber wir ſind noch nicht im Stande geweſen, einen Kompaß zu erfinden.

Einen Kompaß? —

Iſt es nicht die Religion und immer die Religion, welche ſtets nach Nord und Süd zeigt, welche den Menſchen ſtets belehrt, wo er ſich befindet zwiſchen Himmel und Erde? —

Einen Kompaß? —

Iſt es nicht die Politik, die dem Menſchen zur äußeren Freiheit verhelfen will, um ihn zur innern reif zu machen? —

Einen Kompaß? —

Iſt es nicht die Philoſophie, welche den Menſchen über die Wahrheit der Gottheit, über den geiſtigen Gehalt der Welt belehrt, und ihm genau ſein Ziel vorſchreibt?

Ach, — was will nicht Alles Kompaß ſein in dieſer Zeit des kreuzrittternden Menſchengeiſtes, welcher nicht ausgezogen iſt, ein heiliges Grab, — ſondern eine neue Welt zu erobern; welcher nicht gegen die Sarazenen, — ſondern gegen die Dogmen kämpft, welcher alt oder neu das Leben, die Entwickelung gefangen hält.

Und doch iſt es wahr, daß, — wie die Zeiten auch ſein mögen, wie Schlimmes und Entſetzliches ſich auch vorbereite, — es nur einen Kompaß giebt, welcher das Menſchengeſchlecht zu retten vermag: — Gott.

Gott! —

Wehe Allen, welche es nicht wiſſen, daß dieſer Gott kein Dogmengott iſt, ſondern daß er der Gott der Duldung, der Milde, der Verzeihung und der Liebe iſt!

Aber leider beherrſcht der Haß und die Heuchelei unſere Zeit! —

Man täuſche ſich nicht: — Haß iſt keine Kraft; — Heuchelei iſt keine Klugheit.

Wer haßt, geſteht ſeine Schwäche; wer heuchelt, ſeinen Unverſtand.

Es giebt nur eine Waffe, die Welt zu erobern:

Wahrheit und Liebe.

Nachschrift.

Die Memoiren der Lola Montez sind mit der Verheirathung mit Heald abgeschlossen; wir glauben jedoch, daß es den Lesern nicht unangenehm sein wird, noch Einiges über den merkwürdigen Prozeß zu hören, in welchen die Verwandten des Herrn Heald die Lola Montez verwickelt hatten, denn die sehr angesehene Familie des ehemaligen Garde-Lieutenants Heald legte Protest gegen die Verbindung ihres jungen Anverwandten ein und reichte zu gleicher Zeit eine Klage gegen seine Ehegattin wegen Doppelehe ein.

In Folge dieser Anklage wurde Lola Montez verhaftet und vor die Schranken des Polizeigerichtes gestellt.

Wir geben diesen Bigamie-Prozeß in aller Kürze nach der Mittheilung eines englischen Blattes.

In den Zugängen zu dem Polizeigerichtshof in der Malborough-Straße, — erzählt die Daily News vom 7. August 1849, — war gestern großes Gedränge, da verlautete, daß die Lola Montez, die als Gräfin von Landsfeld bekannte Lady, auf die Anklage wegen Bigamie verhaftet worden und vor dem sitzenden Magistrat zum Verhör gebracht werden sollte. Man hatte Anord-

nungen getroffen, die Ueberfüllung des Gerichtssaales zu verhüten.

Herr Clarkson trat als Ankläger, Herr Bodkin als Vertheidiger auf.

Am 6. August um 1½ Uhr erschien die Gräfin v. Landsfeld am Arm des Herrn Heald, ihres jetzigen Gemahls, und man stellte ihr einen Sessel vor die Schranken. Herr Heald durfte neben ihr sitzen. Die Dame zeigte sich nicht in mindesten verlegen (quite unembarassed) und lächelte mehrmals, indem sie mit ihrem Gatten flüsterte. Sie gab ihr Alter zu 24 Jahren an, sieht aber wie eine Frau von 30 aus. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid mit anschließendem schwarzsammtenem Mieder, einen blau ausgeschlagenen weißen Strohhut und einen blauen Schleier. Von Gestalt ist sie mittelgroß und ziemlich rund (rather plump); mit ihrer bleichen, dunkeln Gesichtsfarbe contrastiren zwei ungewöhnlich große blaue Augen, von langen schwarzen Wimpern umschattet. Ihr muthmaßlicher Ehegatte, Herr Heald, ist ein schlanker junger Mann von sehr juvenilem Aussehen, mit straffen Haaren und dem Anflug eines blonden Schnurrbärtchens. Die aufgestülpte Nase gibt ihm ein sehr einfältiges Aussehen; indessen seine Heirath würde auch bei der schönsten griechischen Nase eben nicht auf geniale Begabung schließen lassen. Während des ganzen Verfahrens hielt er eine Hand der Gräfin in seinen beiden eingeschlossen und drückte sie zuweilen mit Inbrunst; manchmal flüsterte er ihr mit der zärtlichsten Miene in's Ohr und preßte ihre Hand mit Wärme an die Lippen. Nun erhob sich Herr Clarkson. „Wie schmerzlich," sagte er, „auch die Lage ist, worin die zu meiner Linken sitzende Dame (die Tante des Herrn Heald) sich befindet, so glaubt sie es doch ihrem verstorbenen Bruder, dem Vater des hier im Gerichtshofe befind-

lichen jungen Gentleman, ſchuldig zu ſein, die Beweismittel vorzulegen, welche ſie veranlaßt, dieſe Dame des Verbrechens der Bigamie zu beſchuldigen. In Erfüllung meiner Pflicht werde ich Ihnen zu beweiſen haben, daß der Herr Heald, der Sohn des verſtorbenen Herrn George Heald, vor dem Bureau des Kanzleigerichts mit der an ſeiner Seite ſitzenden Dame, Eliſe Roſe Anna oder Roſanna James, die Ceremonie der ehelichen Trauung durchgemacht. Ich werde Ihnen ferner beweiſen, daß die Dame die Ehefrau von Thomas James, zur Zeit Kapitän im 21. bengaliſchen Regiment eingeborener Infanterie, iſt, welcher dermalen mit ſeinem Regiment in Indien ſteht. Das der an der Schranke befindlichen Dame von Miß Heald, der Tante und zeitweiligen Pflegerin des jungen Gentleman, ſchuldgegebene Verbrechen iſt, daß ſie, wohl wiſſend, daß ihr Gatte, Kapitän James, noch am Leben, oder daß aller vernünftiger Grund vorhanden, ihn noch lebend zu vermuthen, gleichwohl eine andere Ehe geſchloſſen. Ich will hier in keine Details eingehen, die irgend Jemanden unnöthigerweiſe kränken könnten; aber dieſe Thatſachen muß ich aufführen. Die Dame nennt ſich Gräfin v. Landsfeld, und was auch ihre Auszeichnung oder Notorietät ſein mag, ich enthalte mich jedes Anſpielens darauf bei dieſer Gelegenheit. Der junge Gentleman, der jetzt als ihr Gatte gilt, iſt am 19. Juli d. J. volljährig geworden; er beſitzt ein beträchtliches Vermögen, 6000 bis 7000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte. Eben am Tage, da er großjährig geworden, verheirathete er ſich mit Mißtreß James, die ſchon verheirathet war. Ihre erſte Ehe, mit Herrn James, ward am 23. Juli 1837 geſchloſſen; Herr James war damals Lieutenant in dem Regimente, wo er jetzt Hauptmann iſt. Sie wurden in Meath, in Irland, getraut, und ich habe eine Abſchrift des Trauſcheins; die Braut iſt darin als „Roſa Gil-

bert, ledig," aufgeführt. Wegen dermaliger Abweſenheit der betreffenden Zeugen kann ich die legale Thatſache dieſer Heirath noch nicht darthun; aber hier iſt ein Beamter des Conſiſtorialgerichtshofs, der eine Abſchrift der Verhandlungen in demſelben vorlegen wird, und ich werde mich darauf beziehen, um zu zeigen, daß die an der Schranke befindliche Dame, damals die Ehefrau von Lieutenant James, mit ihm nach Indien ging und ohne ihn nach England zurückkehrte. Ich werde den Kapitän Ingram vorführen, der die Dame herübergeleitet un ihre Identität beweiſen wird. Indeſſen über dieſen Punkt werden ſich keine Schwierigkeiten erheben, denn die Dame ſelbſt geſtand bei ihrer Verhaftung zu: ſie ſei das Eheweib von Kapitän James geweſen, aber Lord Brougham habe ihr im Oberhaus (welches bekanntlich das oberſte Eheſcheidungsgericht für's britiſche Reich iſt) eine parlamentariſche Scheidungsakte erwirkt. Wenn eine ſolche Parlamentsakte exiſtirt, ſo wird ſich ihrer Niemand beſſer zu bedienen wiſſen, als mein gelehrter Freund, der als Vertheidiger erſchienen iſt. Ich aber werde beweiſen, daß der geiſtliche Gerichtshof nur eine Trennung von Tiſch und Bett bewilligte. Zunächſt werde ich die zweite Verheirathung und Identität der Partheien darthun. Ferner werde ich durch ein Document vom India-Haus über den Effectivſtand der indiſchen Armee vom Ende Junius dieſes Jahres im Stande ſein, als ganz unzweifelhaft zu erweiſen, daß Kapitän James, der Ehemann der Dame an der Schranke, damals in Indien am Leben war. Ich muß hinzufügen, daß dieſe Procedur von der Tante, Miß Heald, veranlaßt iſt, ohne Zuſtimmung des Hrn. Heald, ihres Neffen, der ohne Zweifel, wenn er könnte, die Fortſetzung dieſer verhindern würde. Miß Heald hat es für ihre Pflicht gegen die ſehr achtungswerthe Familie des jungen Gentleman erachtet, dieſes Verfahren ſelbſt ohne ſeine

Zuſtimmung einleiten zu laſſen, und es wird wohl Niemand wagen, die Beweggründe der Miß Heald oder die Reinheit ihrer Abſichten bei dieſem Schritt anzufechten. Ich ſtelle an den Gerichtshof das Geſuch, die an der Schranke befindliche Dame zu remandiren (d. h. für eine ſpätere Gerichtsverhandlung aufzubewahren), bis wir die erforderlichen Zeugſchaften aus Indien ſtellen können. Dann hoffe ich zu beweiſen, daß, als die Dame den jungen Gentleman ehelichte, am 19. Juli nämlich, ihr Gatte, Kapitän James, in Indien am Leben war.“ Nun wurde Miß Heald, eine ältliche Dame, vernommen. Sie ſagte aus: ſie ſei die Tante des Herrn Heald und habe ſich verpflichtet gefühlt, dieſe Unterſuchung anſtellen zu laſſen. T. Montague, Clerk (Sekretär) im Conſiſtorialgerichtshof, legte Abſchrift eines Decrets in der Scheidungsklage „James gegen James“ vor; es lautete bloß auf Trennung a mensa et toro. Gräfin v. Landsfeld, mit lebhafter Geberde: „Ich leugne das nicht.“ Herr Clarkſon las das vom 15. Dezember 1842 datirte Conſiſtorialdecret ab; es beſagt ausdrücklich: Thomas James und Eliſa Roſa Anna James ſeien von Tiſch und Bett geſchieden, aber keiner von beiden Theilen ſei berechtigt, ſo lange der andere Gatte lebe, eine neue Ehe einzugehen. Ein Clerk vom Oſtindienhaus legte den oben erwähnten Nachweis über den Effectivſtand der indiſchen Armee vor, wonach Kapitain James am 13. Juni dieſes Jahres noch lebte und bei ſeinem Regiment ſtand. Ferner wurde die am 19. Juli dieſes Jahres zwiſchen George Trafford Heald und Maria Torez in der faſhionablen St. Georgskapelle auf dem Hannover-Square in London vollzogene Trauung amtlich bewieſen. Polizei-Sergeant Gray vom Entdeckungscorps (detective force, d. h. der Polizeimannſchaft, welche Inculpaten nachzuſpüren hat): „Ich nahm die Gräfin heute Vormittag 9 Uhr in Nr. 27 in der Halbmondſtraße in Ge-

wahrſam. Sie wollte eben in ihren Wagen ſteigen. Ich ſagte ihr, daß ich ſie wegen Bigamie verhaften müſſe.“ Die Gräfin antwortete, ſie ſei durch Parlamentsakte von Kapitain James geſchieden, und fügte bei: „Ich weiß nicht, ob Kapitain James am Leben iſt oder nicht; auch kümmere ich mich nicht darum. Ich ward ihm unter einem falſchen Namen angetraut, und es war keine legale Heirath ..... Lord Brougham war im Oberhaus gegenwärtig, als ein Scheidungsdecret ausgefertigt wurde. Kapitain Osborne kann es beweiſen.“ Kapitain Charles Ingram, Befehlshaber des oſtindiſchen Handelsſchiffes Larkin, beſtätigte, daß er im Jahre 1841—42 die Mrs. James von Indien nach England übergeführt, und daß Kapitain James ſie an Bord begleitet. Er zweifle nicht, daß die im Gerichtshof anweſende Dame die nämliche Perſon ſei, wiewohl ſie ſeitdem ſich beträchtlich verändert. Nun trat der Sachwalter, Herr Bodkin, auf. Er erſcheine, ſagte er, als Vertheidiger der Dame, die man heute Morgen auf die Polizei geſchleppt, um auf eine Anklage zu antworten, die in ſeiner ganzen Praxis beiſpiellos daſtehe. Er erinnere ſich keines Falles von Bigamie, wo weder der erſte, noch der zweite Ehemann als Kläger aufgetreten. Die Sache werde indeſſen unterſucht werden, und wenn etwas Geſetzwidriges vorgefallen, werde man den ſchuldigen Theil zur Verantwortung ziehen. Zur geeigneten Zeit hoffe er zu beweiſen, daß die Ehe der Dame mit Herrn Heald eine rechtmäßige Handlung geweſen. Die Angeklagte, welche in einem Alter von 15 oder 16 Jahren den Herrn James geheirathet, ſei des guten Glaubens, daß ſie im Hauſe der Lords eine Scheidungsbill erlangt. Das möge jedoch ein Irrthum ſein, in welchen die Gräfin aus Unkenntniß der engliſchen Geſetze verfallen. Sollte ſelbſt das ihr zur Laſt gelegte Vergehen begangen worden ſein, ſo ſei es unter Um-

ſtänden geſchehen, welche die Handlung rechtfertigen dürften. Er erwähne dies mit der Bitte an den Gerichtshof, die Angeklagte vorläufig, gegen vollgültige Bürgſchaft, in Freiheit zu ſetzen. Er wolle die Beweggründe derer, die dieſen Prozeß veranlaßt, nicht verdächtigen, aber offenbar ſei es um eines Privat-, nicht um eines öffentlichen Zweckes wegen geſchehen. Herr Birgham, der vorſitzende Magiſtrat, erklärt: „Es iſt offenbar, daß die Perſon, welche bei dieſem Falle zunächſt betheiligt iſt, — ein volljähriger Mann, der eine Offiziersſtelle in Ihrer Majeſtät Dienſt bekleidet (Herr Heald iſt, ſcheint es, Lieutenant in der Garde), dieſe Anklage weder gewünſcht hat, noch unterſtützt. Es iſt mit der bis jetzt verſuchten Beweisführung ganz verträglich, daß die Angeklagte mit derſelben Poſt, welche die amtliche Armeeliſte aus Indien überbrachte, einen um einige Stunden ſpäteren Brief erhalten, der den Tod des Kapitains James meldete. Vom 13. Juni bis zum Tage ihrer neuen Verehelichung ſind noch ſechs Wochen verlaufen, und in dieſer Zeit mag Kapitain James einer von den vielen Gefahren erlegen ſein, von denen das Leben eines Militärs in einem tropiſchen Klima bedroht iſt. Das Geſetz präſumirt die Unſchuld eines Angeklagten, ſo lange ſeine Schuld nicht erwieſen iſt. Indeſſen, da der Vertheidiger der Angeklagten ſelbſt zugiebt, daß hinreichender Grund zu einer Unterſuchung vorliege, und ſich zur Cautionsleiſtung erboten hat, decretire ich eine Zurückſtellung des Prozeſſes und ſetze die Angeklagte in Freiheit gegen eine Caution für ihr Wiedererſcheinen von 1000 Pfund Sterling aus ihren eigenen Mitteln, und von weiteren 1000 Pfund durch zwei Bürgen.“ — Die Bürgſchaft ward alsbald geleiſtet. Man ließ hierauf die Gräfin v. Landsfeld und ihren Gatten noch einige Zeit im Gerichtshofe weilen, um ſie der Neugier der draußen verſammelten Menge zu entziehen.

Daily News knüpft gleich Tags darauf, am 8. Auguſt, an dieſe cause célèbre einen leitenden Artikel, der einen neuen Einblick in das engliſche Recht und Gerichtsverfahren gewährt, welches zwar muſterhaft durch ſeinen Geiſt der Oeffentlichkeit, in ſeinem Mechanismus aber höchſt verwickelt und mangelhaft iſt. Das Journal ſchickt einige Bemerkungen voraus über die abenteuerliche Laufbahn dieſes Weibes, — man wiſſe nicht, ob Spanierin, Irländerin oder was ſonſt, welche zum Spectakel prädeſtinirt ſcheine und jenem Kobold im „Liede des letzten Minſtrel" gleiche, der nirgend verborgen bleiben konnte. Von Paris bis Warſchau und von Warſchau bis München ſei ihre Fahrt bezeichnet geweſen mit Duellen, Reitpeitſchenhieben und ähnlichen Gentileſſen, in München aber habe ſie vollends ihre Bravourrolle geſpielt, eine Miniſterkriſis hervorgerufen, die nahe an eine Revolution geſtreift, Prieſter und Krieger vor ihrer Reitgerte erbleichen gemacht, und eine Studentenleibwache von prinzlichem Range um ſich geſchaart. (In dieſem Punkte irrt ſich das Londoner Blatt: die Allemannen waren keine Prinzen oder höchſtens, nach dem ſprichwörtlichen Ausdruck, „liederliche Prinzen".) „Indeſſen," fährt das Journal fort, „ſo fruchtbar auch das Thema an burlesken und leidigen Erinnerungen iſt, ſo würden wir es doch nicht berührt haben, wenn es nicht dazu diente, die Mängel unſerer Rechts-Inſtitutionen zu beleuchten. Bei aller Deferenz für die bezaubernde Löwin legen wir ſehr wenig Gewicht auf ihre Behauptung, daß Lord Brougham ihr eine Parlamentsacte zur Scheidung von ihrem erſten Gatten erwirkt. Des edlen und gelehrten Lords unwiderſtehliche Neigung, in Scheidungsprozeſſen zu gebaren, verleiht dieſer Angabe in der That einen Schein von Möglichkeit; aber wäre ſie richtig, ſo hätte Se. Lordſchaft nimmermehr der Verſuchung widerſtehen kön-

nen, als Zeuge und Rechtsfreund ſeiner ſchönen Clientin vor einem Polizeigericht aufzutreten. Lola's Einfall, den Brougham zum Urheber ihrer Scheidungsbill zu machen, war aber jedenfalls ein ſehr glücklicher und bezeugt ihren inſtinktmäßigen Takt für das vraisemblable in einem Roman. Allein abgeſehen von dieſer Geſchichte, iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß die a mensa et toro getrennte Ausländerin ſich für ganz und rechtskräftig geſchieden halten kann. In jedem anderen civiliſirten Lande, wo es Eheſcheidungen giebt, werden ſie von einem Gerichtshofe ausgeſprochen; die widerſinnige und verwickelte engliſche Procedur iſt anderwärts unbekannt. Wie ſollte eine Ausländerin wiſſen, daß in England eine Ehe nur durch einen dreifachen, vor drei verſchiedenen Tribunalen betriebenen Prozeß definitiv und vollſtändig getrennt werden kann? daß die ſcheidende Gewalt in England ein dreiköpfiger Cerberus iſt, deſſen drei Köpfe jeder mit einem beſonderen — ſehr theuern — Honigkuchen günſtig geſtimmt werden müſſen? Nichts iſt natürlicher, als daß Ausländer, für oder gegen welche das Conſiſtorialgericht eine ſeiner Scheinſentenzen der Eheſcheidung ausgeſprochen, ſich nun berechtigt glauben, eine neue Ehe zu ſchließen. In dieſem Falle mag auch die Gräfin v. Landsfeld geweſen ſein, und das engliſche Recht, das ihr dieſe Mausfalle geſtellt, iſt ihr jetzt ehrlich Spiel (fair play) ſchuldig. Ein anderes Gebrechen unſeres Gerichtsverfahrens, das durch den Prozeß gegen Lola Montez grell zu Tage tritt, iſt der Mangel eines öffentlichen Anklägers in ſolchen Fällen. Vergehungen ſind entweder gegen Private, oder gegen das Publikum, den Staat. Die erſteren ſollten durch das verletzte Individuum allein angeklagt werden dürfen, und unterläßt es der zunächſt in ſeinem Recht gekränkte, ſo ſollte kein Dritter zur Verfolgung berechtigt ſein. Die letztere Klaſſe

von Vergehungen aber ſollte im Namen und im Intereſſe des Publikums verfolgt werden. Die Folgen der Confundirung beider Verfahrensarten liegen in dieſem Prozeß vor Augen. Der verletzte Theil, wenn einer verletzt iſt, iſt ein volljähriger, in allen Rechtsſachen der Vormundſchaft entwachſener Mann. Dieſer, weit entfernt, die vorgebliche Verbrecherin angeklagt zu wünſchen, erſcheint vor Gericht als ihr Freund und Beiſtand. Aber der Mangel einer Unterſcheidung zwiſchen den Prozeßarten in öffentlichen und privatlichen Pönalklagen, und der Mangel eines Staatsanklägers ſetzt eine dritte Partei in den Stand, eine Klage zu erheben. Sie wird angeſtellt, nicht um die Eheleute zu trennen, denn es iſt offenbar, daß dieſe legal oder illegal an einander feſthalten werden. Nein, die Klage wird angeſtellt, einzig und allein um einer Verwandtenfeindſchaft, einem beleidigten Familienſtolz zu fröhnen. Ein engliſcher Gerichtshof muß in dieſem Falle die Rolle ſpielen, der in Romanen oder Melodramen gemiethete Bravo's zugewieſen ſind. Das Gericht wird als Vehikel mißbraucht, um der Neugier des Publikums Details zuzuführen über den thöricht verliebten Bräutigam, die abenteuernde und excentriſche Braut, und die ſtolze und empfindliche alte Jungfer, ſeine Tante. Der Gerichtshof wird in dieſem Prozeß einem kleinem Theater gleichen, in welchem ein pikantes Familiendrama zur Aufführung kommt."

Wir fügen ſchließlich noch hinzu, was die Memoiren, welche in der That von Papon begonnen zu ſein ſcheinen, aber, — wir wiſſen nicht aus welchen Gründen, da ſelbſt Lola Montez darüber im Dunkeln zu ſein erklärt hat, — von ihm ſchon beim Anfange abgebrochen*) und von einigen Anderen, wie der Titel beſagt, dann fortgeſetzt ſind, von dieſer merkwürdigen Frau ſagen.

Zugleich fügen wir die Notizen bei, welche darin enthalten ſind.

Nach dem Vorgegangenen traute Herr Heald dem engliſchen Geſetze ſo wenig wie der Launenhaftigkeit des ſchönen Wetters, — er ſuchte ſein junges, ſchönes Weib jeder ferneren Gefahr zu entziehen und in Sicherheit zu bringen.

Noch am 6. Auguſt, Abends, gleich nachdem Lola gegen Caution in Freiheit geſetzt war, — meldete die Morning-Poſt, — iſt Herr Heald nach dem Continent abgereiſt. Bigamie iſt vor dem engliſchen Geſetze keine Kleinigkeit: früher wurde ſie mit dem Tode, ſeit der Beſchränkung der Todesſtrafe auf

---

*) Lola Montez, Memoiren in Begleitung vertrauter Briefe Se. Majeſtät des Königs von Bayern. In 1 Bande. Stuttgart, 1849.

Mord und Hochverrath wird ſie mit lebenslänglicher oder vieljähriger Deportation beſtraft.

Dieſer Fall von Bigamie findet indeſſen in der Mehrzahl der Londoner Journale mehr eine für die Gräfin Landsfeld günſtige Beurtheilung.

Nicht übergehen können wir hier doch die naive Bemerkung, welche der „Globe" auch über die Maſſe von Lieutenants-Amouren macht; er ſagt: „Es ſei doch auffallend, wie tief in dieſe faſhionable Geſchichte das Militär verflochten ſei, denn ſie „wimmle" ganz von Kapitäns und Lieutenants. Man wiſſe nicht, ob man den hintenangeſetzten Civilſtand mehr bedauern oder mehr beglückwünſchen ſolle."

„Herr und Frau Heald ſind in Paris angekommen. Ihr Mann hat ihr ein Witthum von 2000 Pfd. Sterling jährlich ausgeſetzt."

Von Paris ſelbſt hören alle weiteren Nachrichten auf, bis wir unterm 30. Auguſt 1849 aus Marſeille erfahren: „Lola Montez und ihr Gemahl ſind in ſtrengem Incognito hier angekommen und haben ſich ſofort auf der „Marie Antoinette" nach Rom eingeſchifft, um die Flitterwochen des Gemahls in Italien zuzubringen."

Während man fröhlich und wohlgemuth das junge Ehepaar unter italieniſchem Himmel glaubte, hörte man auf einmal nach ungefähr zwei Monaten aus ſpaniſchen Blättern, daß Lola Montez mit ihrem neuen Gemahl ſo lebhafte „Erörterungen" gehabt habe, daß es zu Thätlichkeiten zwiſchen ihnen gekommen ſei. Die Gräfin Landsfeld habe Herrn Heald einen Dolchſtich verſetzt, und dieſer ſich hierauf auf und davon gemacht, ſo daß Lola in einem Gaſthaus zu Toloſa ohne alle „Hülfsmittel" zurückgeblieben und genöthigt geweſen ſei, den Beiſtand des engliſchen Conſuls in Anſpruch zu nehmen.

Den Anlaß zu dieſen lebhaften „Erörterungen" ſoll der wiederholte Beſuch eines franzöſiſchen Marquis bei Lola Montez

gegeben haben. Nachdem ſich nämlich Letzterer von Lola entfernt hatte, gewahrte ſie zum erſten Mal ein zornbleiches Geſicht an ihrem Gemahl und betroffen eilte ſie ihm nach, ſchlang den Arm um ſeinen Hals, und fragte zärtlich: „Was haſt Du? . . . Zürnſt Du mir?“

„Elende Koketterie!“ erwiederte er, ſich unſanft von ihr losmachend, „glaubſt Du, ich durchſchaue Dein falſches Spiel nicht? Ich ahnete ſchon längſt etwas mit dieſem Franzoſen und gebiete Dir, ihn aus dem Hauſe zu weiſen.“

Lola trat einen Schritt zurück . . . „Biſt Du wahnſinnig? . . . was that ich denn, einen ſo unſinnigen Argwohn zu wecken? . . . Ich ihn lieben . . . wie fang' ich das an?“ Sie lachte hell auf.

Heald's Augen rollten. — „Du täuſcheſt mich nicht durch dieſe erlogene Naivetät . . . er betritt meine Schwelle nicht wieder, das ſagſt Du ihm, ich will es ſo . . . verſtehſt Du mich? . . . oder . . .“

„Kein Oder!“ unterbrach ſie ihn ſtolz. „Der Marquis iſt mir als Mann gleichgültig, aber ſein Umgang als ſehr gebildeter angenehm. Eine freundliche Bitte hätte ich vielleicht berückſichtigt, einem albernen Argwohn, einer Drohung gar, beuge ich mich nicht.“ Sie drehte ihm den Rücken zu.

Er ſah ſie mit düſteren Blicken an. „Du willſt nicht?“ murmelte er in ſich hinein. „Wohlan denn, die Folgen kommen über Dich!“

Lola ging auf ihn zu; ihr Gemahl ſuchte ſie aber verächtlich von ſich zu ſtoßen, wobei ſie ſich mit ihrer gewöhnlichen Waffe, dem Dolche, wehrte.

Herr Heald verließ auf dieſes ſeine ihm noch nicht lange angetraute Frau.

Die „Assemblée nationale“ erzählt aus Barcelona, vom

20. October 1849, daß Lola Montez ihren Gemahl wieder errungen habe. Zwei Tage, nachdem ſich Heald von ihr getrennt hatte, ſchrieb er ihr von Mattaro aus, bat ſie um Verzeihung, und der folgende Tag ſah das Paar wieder vereinigt.

Wieder vereinigt, in dem Lande, wo ſie in ihrem erſten Jugendfrühlinge als ſchlichtes Mädchen harmlos Fandango und Bolero tanzte; wieder vereinigt als Gräfin, mit einem reichen Engländer.

Dieſe ſonderbare Erſcheinung in der Frauenwelt, die dem Schickſal ihr Glück abtrotzte, und die im Unglück nie den Muth verlor, mußte das Auge aller Welt auf ſich ziehen. Nachdem ſie von ihrem Gemahl, Heald, entlaſſen worden, war die richtende Stimme des Publikums ſofort mit dem Ausſpruche allbereit: „Nemeſis hat ſie ereilt!“ — Aber wir vergeſſen nicht hier ihrer eigenen Worte: „Wenn mir die Feſtigkeit des Steuers fehlt, ſo wird es mir hoffentlich nie an Muth gebrechen, im entſcheidenden Augenblick noch die rettende Planke zu ergreifen!“ ja, wir erlauben uns die Bemerkung beizuſetzen — und ſei es auch . . . das Grab!

So weit gehen dieſe Nachrichten.

Man hat aber ſpäter dann und wann einige Notizen von der Lola Montez geleſen, deren Wahrheiten erſt verbürgt werden müſſen.

Daß ſie im Jahre 1850—51 in Frankreich war, das ſteht feſt, weil ſie daſelbſt ihre Memoiren wenigſtens begonnen hat, denn wir werden uns erinnern, daß ihr Brief an den König Ludwig von Bayern „Paris 1851" datirt iſt.

Plötzlich aber theilten belgiſche Blätter mit, daß ſie ſich in Brüſſel befinde und in einer belgiſchen Stadt abermals die Bühne betreten habe.

Dieſe Thatſache iſt kaum glaublich, denn es iſt doch jedenfalls anzunehmen, daß die Dame Lola Montez, Gräfin v. Landsfeld, Vermögen genug beſitze, um nicht wieder zum Ballette ihre Zuflucht nehmen zu müſſen.

Und daß ſie noch von der Leidenſchaft des Tanzens gequält werde, iſt nicht anzunehmen, da in ihren Memoiren ſich von der Zeit an, da ſie die Bühne verlaſſen hatte, alſo in München, nirgends eine Andeutung findet, vielmehr läßt ſich aus verſchiedenen Aeußerungen das Gegentheil annehmen.

Dennoch mußte dieſe Nachricht, welche ſie als Tänzerin erſcheinen läßt, mindeſtens auf einem Irrthum beruhen.

In der neueſten Zeit aber tauchte dieſe Celebrität urplötzlich wieder auf, und zwar ward ſie in Verbindung mit einem Namen gebracht, welcher für ganz England ein Gegenſtand des größten Enthuſiasmus war.

Es hieß nämlich, ſie habe ſich auf demſelben Schiffe, auf welchem Koſſuth nach Amerika gefahren ſei, dorthin eingeſchifft.

Ob dieſe Nachricht richtig iſt, dieſer Frage können wir uns überheben, weil wir nicht glauben können, daß Lola Montez England nach ihrem Bigamie-Prozeß wieder betreten habe.

Denn man weiß ja nicht, ob dieſer Prozeß zu ihren Gunſten entſchieden worden wäre. —

Sollte es aber dennoch der Fall ſein, ſo wollen wir ſie in Gottes Namen über den Ocean ſchwimmen laſſen und warten, bis ſie wiederkehren wird, denn iſt es glaublich, daß dieſe unruhige Frau ſterben werde, — bevor ſie todt iſt?

Sie wird ſicher bis an ihr Ende von ſich reden machen, und vielleicht gar wird die Zauberin, welche Rollen an ihre Wiege befeſtigt hat, dergleichen an ihren Sarg machen, und es wird ihr ergehen, wie allen berühmten und großen Todten, wie Moſes, wie Lykurg, wie Solon, wie Napoleon, man wird nicht glauben, daß ſie geſtorben iſt, bis man ihr Grab oder gar ihre Gebeine geſehen hat; ſie wird aber, nie todt, eine unruhige, drohende und geſpenſtriſche Erſcheinung, die Hoffnungen und Befürchtungen der Menſchen wach halten.

Sie hat ja dem Männergeſchlecht, wie ſie ſelbſt erklärt, den Fehdehandſchuh hingeworfen; wer wird ihn aufheben in einer Zeit, wo man ſich ſo ſehr vor Geſpenſtern fürchtet?

Wo man mit Recht fragen kann: Wer will?

So ſei uns denn, — ſo ſchließen wir als Männer unſer

Gebet, — der Himmel günſtig, daß uns außer den vielen böſen Geiſtern, die uns und unſere Zukunft bedroben, nicht noch der Geiſt der Lola Montez überfalle; wir wünſchen nicht ihren Tod, nichts weniger, möge ſie lange und glücklich leben; aber haben wir nicht ſchon Krieg genug — als daß uns noch die Weiber ihn erklären müſſen?

Haben wir nicht Krieg genug im Hauſe? Krieg auf den Straßen, Krieg in den Blättern, Krieg in der Kirche, Krieg in der Staatsweisheit, Krieg in den Kammern, — Krieg, Krieg, wohin wir blicken?

Möge ſie uns alſo in Frieden laſſen, die Lola Montez, denn das Männergeſchlecht iſt wahrlich jetzt geplagt genug, — will ſie uns etwa noch unſere Frauen und Töchter in den Harniſch jagen?

Es giebt keine gefährlicheren Weſen, als weibliche Demagogen.

Wenn wir Männer Despoten ſind, ſo werden wir dennoch die Uebermacht der Frauen gerne anerkennen: — die Bajonnette ſind niemals ſo ſpitz, — als rabuliſtiſche Frauenzungen.

Und was wird Lola Montez thun, wenn kein Mann den von ihr dem ganzen Männergeſchlechte hingeworfenen Handſchuh aufnehmen wird?

Was ſie thun wird?

Sie wird alt und häßlich werden und Runzeln bekommen, — kann ſie den Männern etwas Schlimmeres thun?

Druck von Carl Schultze in Berlin.